Raul Zelik / Sabine Bitter / Helmut Weber Made in Venezuela Notizen zur »bolivarianischen Revolution«

Raul Zelik / Sabine Bitter / Helmut Weber

Made in Venezuela

Notizen zur »bolivarianischen Revolution«

Die Texte dieses Buches (S. 5-142) sind von Raul Zelik, der Fotoessay (S. I-XXXII) von Sabine Bitter und Helmut Weber.

Raul Zelik wurde in München geboren und schreibt u.a. für Spex, die Wochenzeitung Freitag und die Schweizer WoZ. Bekannt wurde er durch den Kolumbien-Roman La Negra (Edition Nautilus, 2000) und Grenzgängerbeatz (Assoziation A, 2001). Sein letzter Roman Bastard. Die Geschichte der Journalistin Lee erschien im Januar 2004 bei Assoziation A. Zelik erhielt 1998 den vom SFB ausgelobten Walter-Serner-Preis.

Seit 1993 arbeiten die in Wien und Vancouver ansässigen KünstlerInnen **Sabine Bitter** und **Helmut Weber** gemeinsam an Projekten zu urbaner Geografie, Architekturdarstellungen und Visueller Politik. In ihren künstlerischen Arbeiten setzen sie sich vor allem mit den Überschneidungen von Architektur, Stadtentwicklung und Kommunikationssystemen sowie deren künstlerisch-kultureller Vermittlung durch Fotografie, Video und Neue Medien auseinander [www.lot.at].

© Berlin, Hamburg, Göttingen, März 2004:

Assoziation A
Gneisenaustraße 2a
10961 Berlin
Tel.: 030-69582971
E-Mail: assoziation-a@t-online.de

ISBN 3-935936-28-1

Umschlaggestaltung: .zersetzer. (www.zersetzer.com)
unter Verwendung eines Fotos von Sabine Bitter
Druck: Winddruck Siegen

Made in Venezuela Notizen zur »bolivarianischen Revolution«

Im Jahr 2003 luden die *kulturstiftung des bundes* sowie der *Caracas Urban Think Tank* 16 ArchitektInnen, UrbanistInnen und KünstlerInnen aus 13 Ländern zu einem Projekt in die venezolanische Hauptstadt Caracas ein. Unter dem Motto »Die Kultur der informellen Stadt« sollte über Entwicklungen der südamerikanischen 5-Millionen-Stadt diskutiert werden. Die meisten Projekt-Fellows wurden jedoch schnell von den sozialen und politischen Umwälzungsprozessen im Land in Bann gezogen. Dieses Buch hat Notizen und Aufnahmen zur Grundlage, die Sabine Bitter, Helmut Weber und ich während der Diskussionen und Besuche mit / bei Basisorganisationen gemacht haben.

Kurze venezolanische Geschichte

Vor der Eroberung durch die Spanier gibt es im heutigen Venezuela (anders als in Mexiko oder in der Andenregion) kein ausgeprägtes präkolumbinisches Königreich. Im Land existieren vielmehr eine große Zahl unterschiedlicher indigener Kulturen.

1498: Christoph Kolumbus stößt bei seiner dritten Amerika-Fahrt auf die venezolanische Küste. Die Spanier taufen das Land wegen der Pfahlbauten im Golf von Coquivacoa ›Klein-Venedig‹: Venezuela.

Kolonialzeit: Innerhalb des spanischen Kolonialreichs besitzt das Land keine große ökonomische Bedeutung, was sich darin widerspiegelt, dass es – anders als Mexiko, Kolumbien (Nueva Granada) und Peru – nicht Sitz eines Vizekönigreichs wird. Zur Arbeit auf den Zuckerrohr- und Kakaopflanzungen werden Zehntausende von Menschen aus Afrika nach Venezuela verschleppt. Der afrovenezolanische Einfluss auf die Kultur im Land ist bis heute sehr groß.

1560-70: Die *Teques* und *Caracas*-Indígenas leisten unter Führung des Kaziken Guaicaipuro erbitterten Widerstand gegen die spanische Eroberung. Fast ein Jahrzehnt lang greifen die Indígenas die Konquistadoren in der Gegend des heutigen Caracas immer wieder an. (2001 lässt die neue Regierung die sterblichen Überreste Guaicaipuros in einem symbolischen Akt in den National-Pantheon überführen, um den indigenen Widerstand als Bestandteil der Geschichte Venezuelas offiziell zu würdigen.)

1810-1830: Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts vertieft sich – v.a. aus ökonomischen Gründen – der Graben zwischen Spanien und den *Criollos*, den in Südamerika geborenen Weißen. 1810 nutzen Teile der venezolanischen Oberschicht die Besetzung Spaniens durch französische Truppen, um ihre Unabhängigkeit zu erklären. Der in Caracas geborene Kreole Simón Bolívar führt in den Folgejahren eine Reihe von Kriegen gegen die Kolonialtruppen, bis sich schließlich 1825 das gesamte Südamerika von Spanien losgelöst hat.

Bolívar, ein progressiver Republikaner, der die Sklavenbefreiung und einige andere soziale Reformen verteidigt, versteht es, nach verheerenden Niederlagen immer wieder Armeen aus dem Boden zu stampfen, und kann dabei auch die Unterschichten für den antikolonialen Krieg mobilisieren. Mit der Unabhängigkeit formiert sich zunächst das so genannte Großkolumbien, das Bolívar für einen ersten Schritt in Richtung eines geeinten Lateinamerikas hält. Bolívars Bemühungen um die kontinentale Einheit und die Errichtung einer progressiven Republik scheitern jedoch an den Machtinteressen der kreolischen Eliten. 1830 stirbt Bolívar, politisch gescheitert und vereinsamt, in Santa Marta / Kolumbien. In der Folgezeit wird er in den Staaten, in denen die von Bolívar geführten Armeen gekämpft haben – Venezuela, Peru, Kolumbien, Ecuador und Bolivien –, zum Nationalhelden erhoben. Seit den 1970er Jahren gibt es auch eine verstärkte Aneignung Bolívars von links. In Kolumbien, Ecuador und Venezuela formieren sich linke Stadtguerillagruppen, die einen vantiimperialistischen und vantikolonialen Bolívar für sich beanspruchen.

1830-1935: Caudillismo. Fast 100 Jahre lang wird das Geschehen im Land vom so genannten Caudillismo, von der Herrschaft einzelner militärischer Führer, und von Bürgerkriegen zwischen diesen bestimmt. Diese Phase kulminiert schließlich in der Herrschaft von Juan Vicente Gómez, der 1908-35 direkt oder mit Hilfe von Strohmännern das Land regiert. Gómez repräsentiert bis heute in der venezolanischen Öffentlichkeit eine besonders ausgeprägte Form personifizierter Herrschaft.

Seit 1914: Ölboom. Eine neue Zeitrechnung beginnt mit dem Einsetzen der Ölförderung 1914. Das ökonomisch völlig marginalisierte Land verwandelt sich durch die Rohstoffförderung in den Staat mit den größten Entwicklungsperspektiven Lateinamerikas. 1930-75 entstehen überall im Land Großprojekte, die diese Modernisierungserwartung manifestieren. Venezuela wird dank des Erdölreichtums erneut zum Einwanderungsland. Vor allem von den kanarischen Inseln, den Azoren, Madeira und aus Italien kommen europäische Immigranten ins Land.

Mit dem Ölboom setzt eine rasante Verstädterung Venezuelas ein. Heute leben nur noch etwa 10 Prozent der Bevölkerung auf dem Land. Die ökonomische Struktur ist fast komplett auf die Ölförderung ausgerichtet. Mit einer Förderquote von ca. 3,4 Millionen Barrel täglich gehört Venezuela zu den fünf größten Ölproduzenten der Welt.

Die Jahre 1935-48 werden häufig als die Zeit des "Übergangs« (*Transición*) bezeichnet. Die diktatorischen Strukturen des Gómez-Regimes werden zurückgedrängt, 1941 gründet sich die sozialdemokratische und zunächst oppositionelle Partei *Acción Democrática* (AD), deren Kandidat, der Schriftsteller Rómulo Gallegos, 1948 die Wahlen gewinnt.

Ende 1948 stürzt eine Junta den gewählten Präsidenten. Marcos Pérez Jiménez, ein populistisch auftretender Militär, schaltet seine Gefährten nach kurzer Zeit aus und macht sich 1952 zum Staatschef.

1958: Es dauert zehn Jahre, bis eine wesentlich von der Kommunistischen Partei und der sozialdemokratischen AD getragene Volksund Partisanenbewegung den Diktator Pérez Jiménez wieder aus dem Amt jagt. Der demokratische Aufbruch hält jedoch nicht lange an.

Im *Punto-Fijo*-Abkommen vereinbaren AD und die christdemokratische COPEI eine Aufteilung der politischen Macht für die nächsten Jahrzehnte. Verschiedene kommunistische Gruppen nehmen den bewaffneten Kampf daraufhin wieder auf. Die venezolanische Guerilla gehört in den 1960er Jahren zu den größten des Kontinents, erleidet jedoch schließlich eine Reihe strategischer Niederlagen. Unter dem Christdemokraten Rafael Caldera (1969-74) kommt es zu einem Abkommen mit der Mehrheit der Guerilla-Gruppen. Die Organisationen, die sich nicht legalisieren, werden zerschlagen oder geraten in die politische Isolation.

Venezuela Saudita: Gemeinsam mit Iran, Irak, Saudi-Arabien und Kuwait gründet Venezuela 1960 die OPEC, die Organisation der Erdöl fördernden Staaten. Die koordinierte Verringerung der Produktion wirkt sich positiv auf die Weltmarktpreise aus. In den 1970er Jahren strömen gewaltige Einnahmen in die Staatskasse, die zu einem System der »Kapitalakkumulation innerhalb des Staates« (Ex-Vize-Planungsminister Roland Denis) führen.

Unter der AD-Regierung von Carlos Andrés Pérez (1974-1979) erreicht das populistische Modell seinen Höhepunkt: Während sich die Eliten aus den Staatskassen bedienen und der Präsident Milliarden beiseite schafft, wird die (Wahl-)Bevölkerung mit Lebensmittelsubventionen und kleineren Wohltaten (Baumaterialien, Grundstücke, Jobs ...) bei Laune gehalten. Die Parteimitgliedschaft bei AD und COPEI wird vielerorts zur Voraussetzung, um von staatlichen Wohnungsprogrammen profitieren zu können. Die Regierung schürt in der Bevölkerung die Illusion, man könne den Anschluss zur Ersten Welt schaffen. Im Süden Venezuelas entsteht das damals größte Wasserkraftwerk der Welt. Im ganzen Land werden Autobahnen gebaut und eine Aluminium-Industrie aus dem Boden gestampft. Unter dem Druck von Bevölkerung und Linken wird 1976 die Erdölindustrie nationalisiert.

Die 1980er Jahre: Der Ölpreis sinkt wieder, die Staatsverschuldung des Landes explodiert. Korruption und das Fehlen produk-

tiver Strategien (das frühere Agrarland Venezuela importiert zur Jahrtausendwende etwa 60 Prozent seiner Lebensmittel) machen die Krise manifest. In der Hoffnung, die goldenen 70er Jahre könnten zurückkehren, wählen die Venezolaner Carlos Andrés Pérez 1989 zum zweiten Mal zum Präsidenten. Doch die AD-Regierung orientiert sich am Spardiktat des Internationalen Währungsfonds. Subventionen werden gestrichen, die Transportpreise angehoben.

1989 – der *Caracazo*: Die Abwälzung der Krise auf die Unterschichten führt am 27. Februar 1989 nach einer Preiserhöhung im öffentlichen Verkehr zu einem spontanen Aufstand der Barrios. In mehreren venezolanischen Städten kommt es zu tagelangen Plünderungen. Die Regierung Pérez lässt den Aufstand bewaffnet niederschlagen. Es sterben zwischen 1.000 und 5.000 Menschen. In einzelnen Vierteln setzt sich die Bevölkerung fast zwei Wochen gegen die Nationalpolizei *Guardia Nacional* zur Wehr.

Das Entstehen der ›bolivarianischen Bewegung«: Nach dem Caracazo kollabiert in den 1990er Jahren das politische System Venezuelas. Die Regierungsparteien AD und COPEI sind völlig diskreditiert. Aber auch die linkssozialdemokratische MAS, die 1971 aus der Demobilisierung einer Guerilla hervorging, und bewaffnete Untergrundorganisationen wie Bandera Roja besitzen keinerlei Repräsentativität mehr. Aus Stadtteilversammlungen, alternativen Medien-, Pädagogik- und Basis-Netzwerken, linksradikalen Splittergruppen sowie Menschenrechtskomitees entsteht eine neue Opposition von unten, die mit der Zeit die Eigenbezeichnung bolivarianische Bewegung annimmt. Der Terminus ›bolivarianisch verweist dabei auf drei politische Prinzipien des Unabhängigkeitskämpfers Simón Bolívar: Seine ausgeprägt antiimperialistische Haltung gegenüber den europäischen Kolonialmächten und den USA, seine progressiven Sozialvorstellungen und sein Konzept der kontinentalen Einheit Lateinamerikas.

1992 – Putsch- bzw. Umsturzversuche: Auch in den Reihen der Militärs gärt es. Kleine Gruppen progressiver oder zumindest establishmentfeindlicher Unteroffiziere konspirieren bereits seit vielen Jahren in der Armee. Im Februar und November 1992 kommt es zu zwei Umsturzversuchen, die beide – zumindest ansatzweise – auch von linken Barrio-Organisationen unterstützt werden und in der Bevölkerung beträchtliche Sympathie genießen. Der Anführer des Putschversuchs im Februar 1992 heißt Hugo Chávez Frías. Als deutlich wird, dass die Rebellion gescheitert ist, handelt Chávez

eine friedliche Übergabe der Waffen aus. Er stellt sich der Justiz und hält eine kurze Rede im Fernsehen, die ihn zu einem Symbol des Widerstands macht.

1993: Die Parteiführung der Acción Democrática lässt Carlos Andrés Pérez fallen. Der christdemokratische Politiker Rafael Caldera, der bereits 1969-74 Präsident war, löst sich von seiner Partei COPEI und tritt mit einer Koalition an, die sich von beiden traditionellen Parteien abzugrenzen versucht. Auch Politiker der MAS treten dem Bündnis bei. Die Regierung Caldera setzt die neoliberale Sparpolitik dennoch ungebrochen fort.

1998: Nach seiner Haftentlassung 1994 beginnt Chávez eine eigene politische Bewegung namens *Movimiento Quinta República* (»Bewegung Fünfte Republik« – MVR) aufzubauen, die sich schließlich – zunächst gegen massiven Widerstände an der Basis – auch an den Wahlen beteiligt. 1998 gewinnt die Koalition aus MVR, der linksgewerkschaftlichen *Patria Para Todos (PPT)*, der Kommunistischen Partei PCV und der linkssozialdemokratischen MAS völlig überraschend die Präsidentschaftswahlen. Chávez erhält 56,5 Prozent der abgegebenen Stimmen.

1999 – ›Bolivarianische Revolution‹: Die Anstrengungen der neuen Regierung konzentrieren sich zunächst auf eine politische Neuordnung. Die Verabschiedung einer neuen Verfassung wird in Angriff genommen – was in der Bevölkerung und in den Basisorganisationen auf breite Zustimmung stößt. Die 1999 verabschiedete Verfassung wird breit diskutiert und einem Referendum unterworfen. Anhänger der Regierung heben hervor, dass in der neuen Konstitution anti-neoliberale Politikvorstellungen, die Autonomie von Indigenenund Afro-Communities sowie die Anerkennung der Hausarbeit als Mehrwert produzierende Tätigkeit festgeschrieben sind.

Die Verfassung definiert Venezuela als »partizipative, protagonistische Demokratie«, d.h. es werden Beteiligungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für Communities, Basisinitiativen und BürgerInnen ausgeweitet.

Politisch bezieht sich die bolivarianische Revolution neben Bolívar auf dessen Lehrer Simón Rodríguez (1769-1854), der einige Schriften zur Pädagogik in den nachkolonialen Gesellschaften verfasst hat, und den Bürgerkriegsgeneral Ezequiel Zamora (1817-60), unter dem im 19. Jahrhundert zum ersten Mal eine Landreform in Venezuela durchgesetzt wurde.

Ab 2001 – Polarisierung der Gesellschaft: Die Veränderungen bleiben weiterhin auf die politische Sphäre beschränkt. Abgesehen von der Verabschiedung der neuen Verfassung profiliert sich die Regierung Chávez überwiegend außenpolitisch. Die Distanz zu den USA nimmt zu, Venezuela trägt maßgeblich zur Re-Konstituierung der OPEC bei, im kolumbianischen Konflikt plädiert Chávez (gegen den US-amerikanischen Druck) für eine politische Lösung. Außerdem intensiviert die neue Regierung die Beziehungen mit Kuba. Soziale und ökonomische Transformationen werden hingegen kaum eingeleitet.

Erst 2001 kommt es zu Bildungs- und Agrarreformen, die die Situation der Unterschichten verbessern sollen. Als Reaktion hierauf formiert sich ein breites Oppositionsbündnis, das v.a. von den privaten Medien angeführt wird, in dem sich aber auch die von der ehemaligen Regierungspartei AD kontrollierte Gewerkschaftszentrale CTV, der Unternehmerverband FEDECAMARAS sowie eine Reihe hochrangiger Generäle wiederfinden. 2002 kommt es zu unzähligen Massendemonstrationen sowie zwei Umsturzversuchen.

Auf Seiten der Opposition finden sich auch Organisationen der Linken wieder. Die MAS, die schon länger von heftigen Widersprüchen erschüttert wird, zerbricht; der vom aktuellen Vize-Präsidenten Venezuelas José Vicente Rangel geführte Flügel, der in der Regierungskoalition verbleibt, nimmt den Namen *Podemos* an. Mit *Bandera Roja* stößt sogar eine maoistische Ex-Guerilla zur Opposition, was die Verwirrung hinsichtlich des venezolanischen Konflikts v.a. im Ausland komplett macht.

April 2002: Als die Regierung versucht, im ökonomischen Machtzentrum des Landes, dem staatlichen Erdölkonzern *Petróleo de Venezuela SA* (PDVSA), zu intervenieren, kommt es zu einem von Washington protegierten Putschversuch der Opposition.

Die Tage vom 11.–14. April 2002 stellen einen historischen Einschnitt dar. Nach Massendemonstrationen von Barrio-Bewohnern und zunehmenden Spannungen in den Reihen der Militärs muss sich die Putschregierung unter Unternehmerverbandschef Carmona nach nur zwei Tagen wieder zurückziehen. Aus der Sicht der Basisbewegungen sind die 60 Stunden dieses Widerstands der eigentliche Auftakt des bolivarianischen Transformationsprozesses. Seit dem Scheitern des Putschversuchs wird Venezuela von einem breiten Selbstorganisierungsprozess von unten erfasst. Bemerkenswert an diesem Prozess ist, dass sich die Initiativen der Kleinbauernbewegungen,

Basis-Gewerkschaften und Stadtteilorganisationen auf häufig konfliktträchtige, aber dennoch produktive Weise mit einem von der Regierung initiierten Reformprojekt verbinden.

Der politische Bruch, der durch Venezuela geht, deckt sich weitgehend mit den Klassengrenzen. In der Opposition versammeln sich überwiegend die Ober- und Mittelschichten, die Regierungsseite kann auf die Unterstützung von Barrio-Bewohnern und Landlosen zählen. Im Dezember 2002 unternimmt die Rechte einen zweiten Versuch, Chávez zu stürzen, und legt das Land ökonomisch mit Aussperrungen und einem Streik in der Erdölindustrie lahm, der Venezuela Einnahmeverluste in Höhe von fünf bis sieben Milliarden US-Dollar beschert.

2003: Auch dieser Umsturzversuch scheitert. Die Regierung erlangt im Januar die Kontrolle über die Ölproduktion zurück und strukturiert den staatliche Erdölkonzern PDVSA grundlegend um. Der Konflikt schwelt seitdem weiter.

Alles scheint sich um die Person des Präsidenten zu drehen. Doch der soziale Prozess im Land lässt sich nicht auf diesen Aspekt reduzieren. Die entstandenen Bewegungen würden, wenn es der Opposition in der nächsten Zeit doch noch gelänge, die Regierung Chávez per Wahlen oder mit Gewalt zu beseitigen, nicht einfach von der Bildfläche verschwinden. Mit diesem Aneignungsprozess von unten beschäftigt sich das vorliegende Buch.

Vor dem Fernseher in Caracas

Sonntagmittag, Aló Presidente. Im Hintergrund das Wasserkraftwerk Guri: durch Turbinen stürzende Wassermassen, Wolken aufgewirbelter Tröpfchen, Modernisierungsversprechen. Davor der Präsident. Ein breites, dunkles Gesicht. Präsidenten sind hier weiß – normalerweise. Er beginnt seine Show / sein Programm / seine Soap mit einer Musikeinlage. Die Gruppe Madera singt Uhh, ahh, Chávez no se va – Uh, ah, Chávez tritt nicht ab. Salsa-HipHop. Ein Clip: Millionen, die die Straßen füllen, feiernde Menschenmengen in den Barrios, Chávez in echt und als Puppe. Die Nationalflagge, ein Rapper, immer wieder der Che - auf Fahnen, Hemden, Wänden. Nach dem Lied holt Chávez zwei Musiker von Madera zu sich. Er singt ein bisschen weiter. Plaudert mit den beiden. Hält die CD der Band ins Bild, liest die Songs vor. Der Aufbau erinnert an die Harald-Schmidt-Show: Band, Gäste, Monologe und neben Chávez, wie Manuel Andrack neben Harald Schmidt, die Informationsministerin Nora Uribe. Still, unauffällig, ohne jeden Anflug von Selbstironie – die Ministerin wird vier Monate später abgelöst werden. Aber wie Andrack ist sie dazu da, den Monolog unerwartet aufzubrechen, dem Talkmaster beizustehen, ihm Informationen zuzuspielen.

Auch einer der Musiker trägt ein Hemd mit dem Konterfei Ches, Chávez hebt es hervor. Der Präsident rekurriert gern auf revolutionäre Symbole. Zitiert Fidel Castro, sagt »dieser Prozess«. Die drei scherzen ein wenig, sprechen über musikalische Projekte. Dann eine skurril wirkende, hier allerdings keineswegs unübliche Geste: Chávez gießt Wasser aus seinem Glas auf die CD und segnet sie. »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes«, er grinst. Man ist sich nicht sicher, wie ernst er sich selbst in diesem Moment nimmt. Doch die Musiker bekreuzigen sich. Noch einmal wiederholt er, wie die Platte heißt, und liest die Lieder vor. Erst dann wechselt Chávez das Thema.

Er spricht über das Kraftwerk im Hintergrund, über die Wiederaufnahme der Bauarbeiten, über die Notwendigkeit, Wasser zu sparen. Seit drei Jahren hat es in Venezuela zu wenig geregnet, der Pegel des Stausees, der die Hauptstadt versorgt, liegt 23 Meter unter dem normalen Niveau, Wasser ist streng rationiert. Der Präsident lobt die Gegend, in der diese Ausgabe von *Aló Presidente* aufgenommen wird, den Süden Venezuelas, unweit der brasilianischen Grenze. Er wirbt für das staatliche Rückkehrprogramm, mit dem die Regierung

die Verstädterung stoppen und die Ansiedlung von Kleinbauern auf dem Land fördern will: »Kommt hierher. Hier gibt es Platz, hier gibt es Wasser. Hier kann man etwas aufbauen. Wir geben euch Grund und Boden, wir geben euch Kredite.« Dann fällt der Ton aus, immer wieder für ein paar Sekunden. Das staatliche Fernsehen ist notorisch unterfinanziert, der am unprofessionellsten wirkende venezolanische Sender und damit auch ein Ausdruck der Machtverhältnisse. Der Wind fegt die Zettel vom Tisch. Der Präsident fängt sie ein, lächelt, sagt: »Was für eine Brise, was für eine herrliche Brise.« Bekräftigend hebt er die Hände, redet deutlich, wiederholt sich. Strahlt Optimismus und Kampfbereitschaft aus. Ein fünf Minuten langer Clip über das Wasserkraftwerk wird eingespielt: erneutes Modernisierungsversprechen – diesmal explizit. Chávez spricht über die Krise. Über Destabilisierungsversuche, Sabotageakte, Bombenanschläge. Er redet blumig, pathetisch, mit demonstrativem Zorn. Bei den Bombenanschlägen auf die Konsulate Spaniens und Kolumbiens eine Woche zuvor sind gefälschte, linke Stadtteilorganisationen bezichtigende Bekennerschreiben hinterlegt worden, in West-Venezuela verüben Paramilitärs Attentate auf Vertreter der Landlosenbewegung, fast wöchentlich kursieren neue Putschgerüchte. Die Ultra-Rechte hat ein Interesse daran, die Situation zu eskalieren. Zu verwirren, falsche Informationen zu streuen, zu zermürben und zu polarisieren. Trotzdem klingt es seltsam, wenn der Präsident über die »Konspiration« spricht. Verschwörungstheoretisch.

Ein weiterer Clip: Werbung für die Armee. Soldaten präsentieren ihre Waffen, der Sprecher betont die Bedeutung des Drills, die verschiedenen Gattungen werden vorgestellt. Militarismus unreflektiert. »Die Armee – Garant der Souveränität.« Und auch hier eine Einschränkung: Immerhin handelt es sich um eine Armee, aus der eine soziale Revolte hervorging, weil viele Offiziere nicht länger auf die Bevölkerung schießen wollten. Eine Armee, in der wie im Portugal der Nelkenrevolution 1974 von einer »Allianz von Bürgern und Militärs« gesprochen wird.

Der Präsident kehrt ins Bild zurück. Es ist Zeit für Zuschaueranrufe. Doña Lisa ist am Apparat. Chávez erkundigt sich nach der Familie, der Arbeit, der Nachbarschaft, in welche Schule die Kinder gehen. Die Anruferin gibt Anregungen, lobt, bittet um Hilfe. Der Präsident verspricht, den zuständigen Minister zu instruieren. Bürgertelefon, politische Seelsorge. Zwar will die Bolivarianische Revolution Selbstregierung und Eigenverantwortung fördern, »eine

solidarische, partizipative Gesellschaft«, doch so schnell wird der Paternalismus nicht überwunden. Der Präsident, der Staat – man kümmert sich darum.

Vier, fünf Telefonate. Dann singt der Präsident. Er hat eine kleine Statue geschenkt bekommen, eine *garza*, einen Reiher. Er fragt, ob das Publikum das Lied von der *garza blanca* kenne. Das Publikum auf den Stühlen vor Chávez wird eingeblendet, einige nicken. Er sagt, dass er neulich mit Castro gesungen habe, aber dass der eine miserable Stimme besitze. Der Präsident bedankt sich für die Figur, er stimmt das Lied an. Nicht nur ein paar Takte, er singt von Anfang bis Ende.

Dann erzählt er eine Geschichte über den weißen Reiher. Über die Llanos, die Ebene, wo so viele venezolanische Lieder herkämen. Ihm fällt ein zweites Lied ein. Er stimmt auch dieses an. Er lacht, die Leute lachen mit ihm. Er erklärt die nächsten Vorhaben der Regierung. Öffnet seinen Kalender und nennt die wichtigsten Termine. Politik wird herunterdekliniert. Aus der Sphäre des Herkulischen ins fast schon Lächerliche. Der Präsident gibt Ziele vor, wiederholt, welche Ölförderquote man bis Ende des Monats erreichen will. Von Dezember 2002 bis Februar 2003 hat die Opposition die Erdölindustrie lahm gelegt und die Regierung damit an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Der Präsident scherzt mit seiner Informationsministerin. Und wieder ist Zeit für Musik.

Eine Woche zuvor im Flugzeug: Allende

Auf dem Flug geht mir Chile durch den Kopf. 1973 war ich fünf Jahre alt, trotzdem symbolisiert jenes Jahr für mich einen Einschnitt. Jeder kennt die Geschichte: Am 11. September stürzen von Washington unterstützte Militärs die sozialistische Regierung. Die Diktatur vernichtet die kritische chilenische Intelligenz, zerschlägt die Jugendbewegung, die Gewerkschaften. Bilder, Lieder, Texte: die Gesichter von Gefangenen vor den Gewehrläufen, die Fotos des bombardierten Moneda-Palasts, die Platten von Inti-Illimani.

Chile 73 war nicht einfach nur ein lateinamerikanischer Putsch. Es war eine groß angelegte Operation mit globalen Konsequenzen. Da war die Hoffnung oder Befürchtung – je nach Standpunkt –, dass Wahlen doch mehr als ein Legitimationsmechanismus der Herrschenden sein könnten. Die Regierung Allende beginnt, Machtverhältnisse anzutasten: Nationalisierung der Kupferindustrie, Fortsetzung der

unter den Christdemokraten begonnenen Landreform, Umbau der politischen Macht. Die Gegenseite macht mobil. Der Unternehmerverband sperrt aus, die bürgerliche Presse spricht von drohendem Kommunismus, die Mittelschicht demonstriert gegen die Diktatur. Die Wirtschaftskrise verschärft sich, jeden Tag sind neue Hiobsbotschaften zu hören, die Allende-Regierung ist nicht mehr in der Lage, ihr Programm umzusetzen. Regierungskontrolle und reale Macht fallen immer weiter auseinander.

Im Jahr 1973 stellt sich die Angelegenheit anders dar als aus dem historischen Rückblick. Weniger eindeutig (und in dieser Hinsicht dem venezolanischen Konflikt durchaus ähnlich). Nicht Demokraten und rechte Diktatur scheinen sich gegenüber zu stehen, sondern Kommunisten und bürgerliche Opposition. Millionen Chilenen begrüßen den Putsch. Endlich unternimmt jemand etwas gegen das Chaos, die Situation wird wieder unter Kontrolle gebracht, der Klassenkrieg beendet. Eine der ersten Maßnahmen des Militärregimes besteht darin, jene Schriften und Organisationen zu verbieten, die von der Existenz eines Klassenwiderspruchs sprechen.

Heute weiß man, dass Chile nur ein Auftakt war. Mit der Zerschlagung der linkskeynesianisch inspirierten und marxistischen Bewegungen des Landes setzen sich ausgehend von der südlichen Peripherie neoliberale Strategien durch. Während die Sozialausgaben gekürzt und Schlüsselindustrien privatisiert werden, vergesellschaftet die Regierung Pinochet die Schulden des chilenischen Bankenwesens. Die Staatsausgaben für Polizei und Militär wachsen. Das Investitionsklima soll verbessert, eine akkumulationsfeindliche Kultur der Solidarität und des politischen Bewusstseins ausgelöscht werden. Sechs Jahre nach Pinochet folgt Thatcher, wenig später Reagan in den USA.

Daran denke ich, als ich im Flugzeug sitze. Ein flexibles, unternehmerisches Subjekt, immer auf der Suche nach einem neuen Auftrag, einer Arbeit, einer effizienteren Organisation des eigenen Alltags. Der September 73 kann auf verschiedene Weise das Leben prägen. Und ich frage mich, ob das, was mich erwartet, wirklich etwas mit Chile zu tun hat. Man könne es ja wohl kaum vergleichen, hatte ich zu Carol, einer Freundin aus Caracas, gesagt, als sie im Winter in Berlin war. Chávez und Allende, die Umstrukturierung einer Erdölindustrie und der demokratische Weg zum Sozialismus. Sie hat »warum nicht?« geantwortet. »Warum kann man das nicht vergleichen? Genau das ist unser Ziel. Der demokratische Weg zum Sozialismus.« Ich habe

skeptisch mit den Achseln gezuckt. Carol hat eine sympathische Schwäche für Übertreibungen. Eine euphorische Art. Aber bei genauerer Betrachtung fallen eine ganze Reihe Parallelen auf. Der Kampf um die Renationalisierung der Erdöleinnahmen in Venezuela und die Verstaatlichung der chilenischen Kupferindustrie, der Aufstand der Mittel- und Oberschichten nach der Abberufung des Aufsichtsrats im venezolanischen Staatskonzern Petróleo de Venezuela (PDVSA) und der Streik der Transportunternehmer unter Allende, der von den USA und Spanien unterstützte Putschversuch in Venezuela im April 2002 und die Rolle westlicher Regierungen und Konzerne beim Sturz der Regierung in Santiago 1973. Und schließlich ist da sogar eine einzelne Person – sicher nicht viel mehr als ein Verweis auf politische Kontinuitäten und doch nicht bedeutungslos: Charles Shapiro, US-Diplomat. 1973 vor dem Putsch Angehöriger des Botschaftspersonals in Chile geht er Mitte der 80er Jahre zum Sondereinsatz bei der Bekämpfung von Guerillabewegungen nach Zentralamerika und wird im März 2002, unmittelbar vor dem Putschversuch in Venezuela, zum Botschafter in Caracas berufen.

Die Maschine fliegt über das Meer. Die Wolkenschleier sind beunruhigend dunkel und liegen zu hoch. 11.000 Meter. Auf dem Bildschirm wird stundenlang der Teide auf Teneriffa als nächster Festlandpunkt angegeben. Es gibt über Wasser weniger Unfälle als über Land, und trotzdem macht mir der Gedanke, in 2.000-3.000 Kilometer Umkreis keinen Flecken trockener Erde zu finden, jedes Mal Angst. Wir durchfliegen Turbulenzen, und ich frage mich, ob die Erschütterungen das Maß des Üblichen überschreiten. Zum ersten Mal spüre ich beim Anblick der Entfernungsangabe aber auch so etwas wie Genugtuung: *Flying Dutchman*, KLM-Vielfliegerprogramm. Jede Meile bringt mir einen Punkt auf mein Konto. Bei 25.000 Punkten schenkt mir KLM einen innereuropäischen Flug.

Ich hätte gleich nach Chile buchen sollen.

Taxifahrer

Der Flughafen: maroder als ich ihn in Erinnerung habe. Die Schlange vor der Passkontrolle: lang und chaotisch. Ich werde sieben Monate in Venezuela sein. Diskussionen über Städtebau, Informalität und Architektur. Über Dinge, von denen ich nichts verstehe. Ich meine, jeder muss heutzutage ein Experte sein, aber nicht jeder überall. In der Halle treffe ich Sabine und Helmut. Sie arbeiten im Grenzbereich

von neuen Medien, Kunst und Städtebaukritik. Österreicher, Verteidiger des sozialen Wohnungsbaus. Meine Verbündeten der nächsten Monate. Wie ich nach und nach feststellen werde.

Wir nehmen ein Taxi in die Innenstadt. Es ist gut, nicht allein anzukommen. Der Wagen ist ein großer, schwarzer Kühlschrank, Air Condition. Wir sind noch keine 500 Meter gefahren, als der Fahrer mich anspricht. Er fragt, was ich »vom Prozess« halte, dem »revolutionären Prozess«.

Ich gebe mich verhalten: »Erst mal eine Meinung bilden«, doch der Taxifahrer legt sich ins Zeug. Er sagt, dass unter Chávez zum ersten Mal Demokratie, Souveränität und soziale Gerechtigkeit ernst genommen würden. Ich übersetze für Sabine und Helmut. Die Straße schlängelt sich vom Flughafen Maiquetía Richtung Caracas hinauf: 1.000 Höhenmeter vom Meer bis an den Fuß des Ávila, einem 2.600 Meter hohen, hinter der Stadt gelegenen Berg, eine knappe Dreiviertelstunde Fahrt. Die Hänge sind vertrocknet, der Küstenstreifen sieht an vielen Stellen wie eine Halbwüste aus. Nach einer Viertelstunde beginnen die Ausläufer von Caracas. Unverputzte Ziegelbauten, sich an den Hang klammernde Wellblech-Karton-Siedlungen, dazwischen Bananenpflanzungen. Wir fragen den Taxifahrer, warum es so viele Gegendemonstrationen gebe. Wenn die Regierung doch, wie er behauptet, für Demokratie und Gerechtigkeit stünde. »Jeder Transformationsprozess«, antwortet er überraschend abgeklärt, »schafft sich seine Gegner. Die Leute, die lange in guten Stellungen waren und viel verdient haben, wollen ihre Privilegien nicht verlieren.«

Wir überqueren einen Pass, der Wagen rollt über die Stadtautobahn nach Osten, Richtung Chacao, jenes besseren Viertels, in dem wir uns, wie uns die Projektleitung in Caracas geraten hat, niederlassen sollen. Alles andere sei zu unsicher. Die Straße als Demarkationslinie: Nördlich liegen die Hochhäuser, Apartmentblocks und Einkaufszentren, südlich die Barrios, in denen wirklich jeder ein Experte sein muss: Architekt, Stadtplaner, Arbeitsamt – jeden Tag auf der Suche nach einer Einkommensquelle. »Ich war auch öfter in Europa, aber zu Hause bin ich in Venezuela.« Der Taxifahrer ist in Süditalien geboren und als Kind mit seinen Eltern eingewandert. »Hier gibt es Einwanderer von überall. Aus allen Ländern, mit allen Hautfarben.«

Als ich sage, wo wir hinwollen, Plaza Francia, verzieht der Fahrer das Gesicht. »Na, da habt ihr die Bagage ja direkt vor der Haustür ... Aber viel los ist bei denen ja jetzt nicht mehr.«

Die Bagage: die Opposition, Mittelschichten, CNN-Protagonisten.

Chacao, Ost-Caracas

Die ersten Tage: gated community. Die zehnstöckigen Apartmenthäuser werfen lange Schatten, unter den Mango-Bäumen stellt sich so etwas wie Gelassenheit ein. Chicharras – ein schnarrendes, lang andauerndes Zirpen. Das Gefühl, in den Tropen angekommen zu sein. Am mittleren Magdalena in Kolumbien, tief drin in der Serranía San Lucas, hat mir ein Junge einmal eines der lärmenden Insekten von einem Strauch gepflückt und in die Hand gedrückt. Als es zu zirpen begann, habe ich es vor Schreck weggeworfen. Beim Singen versetzt sich der ganze Käfer in Schwingung.

Ich laufe die Avenida Andrés Bello hinunter. Normale Straßenatmosphäre: Frauen in Stretch-Hosen, Männer in kurzärmeligen Hemden, Kleinfamilien, die sich im Café St. Honoré auf die Terrasse setzen und eine Kleinigkeit essen wollen. Ein Typ mit Walkman joggt vorbei.

Normal. Was man als Mitteleuropäer so als normal empfindet. Nach dem dreimonatigen Streik der Opposition, der in vieler Hinsicht eher einer großen Aussperrung glich, denn seine wichtigsten Protagonisten waren Unternehmenseigentümer und leitende Angestellte, sind die Cafeterías, Einkaufszentren und Schnellrestaurants wieder geöffnet. Im Fitness-Center Florida kann man etwas für seine Linie tun, aus der Parketage der Residencia St. Moritz rollen Toyota Corolas, Cherokee Jeeps und Chevrolet Pickups, an den Tankstellen bilden sich keine Schlangen mehr. Normal: Ein privater Sicherheitsdienst bewacht eine Apotheke der Kette Farmatodo, die in der ganzen Stadt mit Filialen vertreten ist, ein Parkwächter steht neben dem Café St. Honoré, Gemeindepolizisten patrouillieren durch die Wohngegend. Ich überquere die Avenida. Der Verkehr ist dicht, Rushhour. Man tut sich schwer, auf die andere Straßenseite zu gelangen. Die Apartmenthäuser werden von Quintas abgelöst, von Einfamilienhäusern und Villen. Drei, vier Meter hohe Mauern, Stacheldraht, nach außen gerichtete Scheinwerfer. Sicherheitstechnik im Einklang mit Naturschutz: Vor einem der Häuser steht ein großer Baum, eine Ceiba. Zwischen ihm und der Wand liegen keine 50 Zentimeter, man könnte den Baum hinaufsteigen und die Mauer überqueren. Weil man die Wand offensichtlich weder versetzen noch den Baum absägen wollte, hat man das mit fingerdicken Stacheln besetzte Metallband, das auf der Grundstücksmauer entlang führt, einfach wie eine Spirale um den Stamm gezogen.

Ein paar Hundert Meter weiter – vor mir liegt dunkel der Ávila, der Hausberg von Caracas – befindet sich die Villa eines bekannten venezolanischen Architekten, bei dem wir an diesem Abend eingeladen sind. Er hat das Haus selbst entworfen: ein hoher, postmoderner Bau mit großem Garten, in dem Grünfläche und Bar ineinander übergehen. Ein offener, sich über mehrere Stockwerke erstreckender Eingangsraum, eine lange, an eine Kapelle erinnernde Küche, ein Atelier mit großen, in alle Himmelsrichtungen zeigenden Fenstern. Und rundherum um Gebäude und Grundstück auch hier wieder eine Mauer, die die Gestaltung der Außenfassade zur Belanglosigkeit degradiert.

Wir trinken Importwein, Importwhiskey und einheimisches Bier, eisgekühlt. Seltsames Ambiente. Marijetica, eine Künstlerin aus Slowenien, sagt, dass die Zukunft der Städte aus *gated communities*, eingezäunten Wohnvierteln der Bessergestellten, und Slums bestehen werde. Absurd: über das Einsperren diskutieren und es doch ganz selbstverständlich in den eigenen Alltag integrieren.

Greg, Carol, Sofia

Ich habe bei Freunden das Dienstbotenzimmer bezogen. Greg hat mich gefragt, ob mir das Zimmer nicht zu klein sei. Ich habe den Kopf geschüttelt.

»Dann kann ich wenigstens so tun, als ob ...«

Als ob ich nicht richtig in dieses Viertel gehörte.

Greg ist Journalist. Sein Vater kommt aus Deutschland, seine Mutter aus den USA. Mir gefällt, wie Greg schreibt und redet. Im April 2002 gehörte er zu den ersten, die über den Staatsstreich berichtet haben, schon vor dem Putsch über den Putsch. Als Sozialwissenschaftler findet er keinen Job. Also schreibt er für den Freitag, das Z-Magazine, die New Left Review, die Schweizer WoZ. Carol, seine Frau, sorgt für das Familieneinkommen. Sie ist beim CNDNA angestellt, einer Institution, die man als venezolanisches Kinderhilfswerk bezeichnen könnte.

Ich lege mich aufs Bett. Die Abendbrise streicht mir über die Haut. Caracas hat ein unglaubliches Klima. Tagsüber kann es sehr heiß werden, vor allem wenn die Luft steht. Aber abends und morgens spürt man fast immer einen Luftzug. Man bedeckt sich nur mit einem dünnen Laken und fühlt sich wie am Meer.

Draußen höre ich Vögel. Das heißt, Vögel, Autohupen und

Alarmanlagen. Denn immer heult irgendwo ein Auto, dem jemand zu nahe gekommen ist oder dessen Alarmanlage ganz einfach einen Defekt hat.

Ein nerviges, durch die Dunkelheit schallendes Quieken.

Altamira, Gemeinde Chacao, Plaza Francia

»Streik«: Vor einem Monat waren die Geschäfte im Viertel noch geschlossen. Hier, wo die leitenden Angestellten und Unternehmer wohnen, war man im Ausstand gegen die Umstrukturierung des staatlichen Erdölunternehmens PDVSA. Jetzt ist der paro, der Aufstand der Mittelschichten und der Unternehmensleitung, wieder vorüber. Doch der imaginierte Kriegszustand hält an. Angespannte, fast schon psychotische Stimmung. Eine Mischung aus Frustration, Wut, Angst und Verachtung. Die Eigentümerversammlung bei uns im Haus hat einen Notfallplan beschlossen: erhöhte Wachsamkeit, Einrichtung eines Medikamentenlagers, Absperren der Zugangstore zu jeder Tagesund Nachtzeit. Außerdem haben sich die meisten Nachbarn mit Waffen versorgt. Man will sich vor »bolivarianischen Zirkeln« schützen, jenen in den Medien so viel beachteten regierungsnahen Komitees, die mir während der sieben Monate in Venezuela nur ein einziges Mal begegnen werden. Ich glaube, die eigentlichen Motive sind diffuser. Phobischer. Die Furcht vor dem Verlust der eigenen Stellung, die Wut in Anbetracht des Gegners: jener »dunkelhäutigen Masse« ohne Schulbildung, die die Eliten nicht mehr zu brauchen scheint. Angst vor den Millionen an den Hängen wohnenden Slumbewohnern, die wie Ameisen ihre Gänge und Bauten um die Rasenanlagen, Parkhäuser und Shopping Malls der sformellen Stadte herum errichten. Schon einmal, während des Caracazos, der Revolte im Februar 1989. kamen die Bewohner der Cerros, der Hügel, ins Zentrum herab und erfüllten sich das Konsum- und Fortschrittsversprechen des Erdölstaats selbst: Sie eigneten sich die Kühlschränke und Videogeräte, die allen versprochen worden waren, einfach an. Staatschef Carlos Andrés Pérez, einst auch Vize-Präsident der Sozialistischen Internationalen, verhängte den Ausnahmezustand, Armee und Polizei töteten zwischen 1.000 und 5.000 Menschen, um die Situation wieder unter Kontrolle zu bekommen ... Oder ein Exempel zu statuieren.

Ich schlendere über die Plaza Francia, wo die *Coordinadora Demo-crática*, die oppositionelle Demokratische Koordination ihre Zelte aufgeschlagen hat. Der Platz liegt keine drei Straßen von unserem

Haus entfernt: eine kleine, erst vor kurzem neu hergerichtete Parkanlage, die nach Norden hin aufsteigt. Am oberen Ende ein vielleicht 15 Meter hoher Obelisk, an dem lange Stoffbanderolen in Nationalfarben angebracht sind, darunter, direkt vor dem Fluchtpunkt des Platzes, eine Bühne, in deren Zentrum wiederum eine Statue der Jungfrau Maria aufgestellt ist. Rechts davon eine Digitalanzeige: 3.055 Stunden, 45 Minuten, 18 Sekunden Widerstand. An den Außenseiten des Platzes kleine Zelte und Tische. Die selbsternannte Zivilgesellschaft zeigt Präsenz: abtrünnige Militärs, Frauengruppen, Lehrerverbände, die über Jahrzehnte das politische Geschick Venezuelas bestimmende *Acción Democrática* (AD) samt ihres Gewerkschaftsverbandes CTV. Carlos Ortega, Chef der CTV, hat sich an diesem Tag in die Botschaft Costa Ricas geflüchtet. Er wird wenig später Asyl erhalten und ausgeflogen werden.

Ich bleibe stehen, um mir eine Rede anzuhören. Ein lauer Abend. Neben der Jungfrau Maria zitiert ein abtrünniger Luftwaffengeneral in Uniform aus vermeintlichen Regierungsdokumenten. Mich blendet das Scheinwerferlicht auf der Bühne. »Wir müssen auf die Lehrer einwirken, denn die Indoktrination während der Kindheitsjahre ist am wirkungsvollsten« und: »Schwieriger ist die Angelegenheit an den Universitäten, weil Studenten zu selbstständig denken«. Die Fälschung ist plump, beinahe lächerlich. Doch die auf dem Platz versammelten Personen – Hausfrauen, Erdöltechniker, leitende Angestellte, Militärs – lachen nicht. Sie sind fest davon überzeugt, in einer »castro-kommunistischen Diktatur« zu leben oder zumindest auf dem besten Weg dahin zu sein.

An einem Zelt lerne ich einen Ingenieur kennen. Ich frage, was die Leute auf dem Platz wollten, ich käme aus dem Ausland und verstünde das nicht. Der Mann blickt mich misstrauisch an, erzählt dann aber doch: Dass das politische System Anfang der 1990er Jahre am Ende gewesen sei, niemand mehr Vertrauen in die traditionellen Parteien gehabt habe, und dann ein Offizier, ein Putschist namens Hugo Rafael Chávez Frías, aufgetaucht sei, der die Unzufriedenheit für sich zu kanalisieren gewusst habe. Dass dieser Mann, man habe erst später erfahren, dass er von dem Kubaner Fidel Castro Ruiz unterstützt werde, der Ingenieur spricht erneut den kompletten Namen aus, 1998 von der großen Mehrheit der Bevölkerung gewählt worden sei, obwohl er, der Ingenieur, nicht für ihn gestimmt habe, weil ein Putschist nicht Präsident werden sollte. Es ist eigenartig: Wenn man mit Anhängern der Opposition redet, erkennen sie zwar an, dass eine

überwältigende Mehrheit für Chávez gestimmt habe, sie selbst ihn jedoch nicht gewählt hätten. Dass dieser Hugo Rafael Chávez Frías, der Ingenieur nennt zum dritten Mal einen kompletten Namen, und ich überlege, ob das nun Ausdruck von Verachtung oder Genauigkeit ist, die Kontrolle über sämtliche Institutionen erlangt habe: über den Obersten Gerichtshof, die Nationalversammlung und die Staatsanwaltschaft. Doch dass man erst rebelliert habe, nachdem der Präsident das Erziehungswesen anzutasten begonnen habe.

Ich spüre den Drang zu widersprechen. Die Richter am Obersten Gerichtshof mussten gemeinsam mit den traditionellen Parteien AD und COPEI berufen werden, weil die Chávez unterstützende Koalition nicht die notwendige Zweidrittelmehrheit im Parlament besaß. Das ist auch der Grund, warum viele Stadtteilorganisationen behaupten, die Justiz sei in den Händen der alten Eliten.

Aber ich widerspreche nicht. Ich bin hier, um zuzuhören. Der Ingenieur sagt, sie hätten damals, drei Jahre sei das wohl her, mit ihrer Kampagne begonnen: »Hände weg von meinen Kindern«, denn die Regierung habe geplant, Che-Fotos in den Klassenzimmern aufzuhängen.

»Stell dir vor, Che-Fotos!« Schon wieder dieser prüfende, misstrauische Blick. »Ich meine, in meiner Jugend war ich auch für Castro. An der Uni! Aber das ist da«, der Ingenieur zeigt Richtung Universität, »und nicht hier.«

Ich frage mich, woher der Ingenieur die Geschichte mit den Che-Fotos hat und warum ein so großer Teil der Debatten hier um Bilder, Symbole und Codes geführt wird: Castro, Cuba, Fotos, Militärs in Regierungsfunktionen.

Vorsichtig erkundige ich mich, ob es nicht auch um Erdöl gegangen sei. Im Ausland habe man viel von der Ölindustrie gehört. Der Ingenieur verzieht ablehnend das Gesicht. »Nein, um Erziehung.«

»Und was war das bei PDVSA?«

Das sei erst später dazu gekommen. Der Ingenieur blickt auf die Uhr. Er ist es offensichtlich überdrüssig, meine Fragen zu beantworten. Ich nicke höflich, um ihn zum Weitermachen zu ermuntern. Er fügt noch ein paar Sätze hinzu. Chávez habe lauter Militärs eingesetzt, Typen, die nichts vom Geschäft verstünden. Wo gebe es so was? Dass sich Guaicaipuro Lameda, einer von Chávez zum PDVSA-Manager ernannter Militär, nach seiner Absetzung in einen Führer der Oppositionsbewegung verwandelte, erfahre ich erst später. Der Ingenieur sagt, dass das alles auf einen autoritären Staat hinauslaufe.

»Wie in Kolumbien?«, frage ich.

»Nein, wie in Kuba«, antwortet er, aber dass er jetzt leider keine Zeit mehr habe, weil er fort müsse. Ich könne jeden auf dem Platz nach der Meinung fragen, es gebe viele Akademiker, die einem etwas erklären könnten, es sei auch gut, andere Positionen zu hören, vor allem über die Verhaftungen, die Führer der Opposition würden gejagt. Doch man werde weiterkämpfen, viele übernachteten auf dem Platz. Ich solle die Señora aus dem Zelt nebenan befragen, dem von der Arbeiterbewegung.

»Einen schönen Abend noch.« Der Ingenieur verschwindet eilig. Ich denke: Er hält mich für einen Spitzel. Und dann frage ich mich, ob der ausgemergelte Mann aus dem Zelt nebenan, er sitzt hinter der Señora auf einem Camping-Stuhl und sieht als Einziger auf dem Platz wie ein Tagelöhner oder Straßenhändler aus, wohl bezahlt wird. Eines der verbreitetsten Klischees der venezolanischen Oberschicht lautet, die Leute aus den Slums erhielten für die Beteiligung an den Demonstrationen der Linken Geld. Jetzt argumentiere ich umgekehrt schon genauso. Obwohl: Die Leute von der Plaza Francia haben es nicht nur nötiger als die Regierung, Menschen aus den Slums einzukaufen, sie haben auch mehr finanzielle Mittel dazu.

Ich beschließe, nicht mit der Senora zu sprechen. Dieses Gefühl, dass jede Kommunikation unmöglich ist, weil die Wahrnehmungen keine Übereinstimmung mehr besitzen, macht mich aggressiv. Mittlerweile steht ein anderer Offizier auf der Bühne. Er redet über den Februar 2003. Damals wurden drei institutionelle Militärs«, wie sich die oppositionellen Offiziere nennen, auf dem Platz erschossen. Die Opposition behauptete damals, die Regierung habe die Morde angeordnet, es kam zu einem Aufflackern der bereits schwächelnden Protestbewegung. Einige Monate später jedoch werden zwei von einer Zeugin identifizierte Tatverdächtige erklären, den Mordauftrag von General Rodríguez erhalten zu haben, einem der oppositionellen institutionellen Militärs«. Ebenso die Aufträge für die Anschläge auf die Botschaften Kolumbiens und Spaniens. Ich betrachte die Marienstatue: Sie ist lebensgroß, blau-weiß angemalt und richtet ihren Blick leicht nach unten. Dahin, wo das Publikum sitzt.

»Ohne die Verfassung hätten wir nichts geschafft«

Gramsci definiert Intellektuelle als Hegemonieproduzenten. Entweder sie liefern Diskurse der Herrschaft oder solche der Subversion. Ob nun ein Pfarrer seine Predigt hält, ein Autor Romane verfasst oder ein Lehrer Kinder über ihren Platz in der Gesellschaft informiert – alles ist in das herrschende Verhältnis eingeschrieben.

In Lateinamerika scheint die Zuordnung entschieden zu sein. Schriftsteller wie der Peruaner Mario Vargas Llosa oder Wirtschaftsund Sozialwissenschaftler wie der ebenfalls aus Peru stammende Hernando de Soto und der brasilianische Ex-Präsident Fernando Henrique Cardoso sind da nur die Spitze des Eisbergs. An den Universitäten Bogotás, Limas oder Caracas' gibt es kaum noch Leute, die mehr suchen als die beste technische Lösung. Die Bewegungen des Kontinents hingegen, in mancher Hinsicht stärker als vor 30 Jahren, haben sich proletarisiert. Wie absurd: Während der Linken früher vorgehalten wurde, sich hauptsächlich aus Mittelschichtsangehörigen zu rekrutieren, wirft die bürgerliche Presse ihr heute vor, nur noch aus Bauern und Barrio-Bewohnern zu bestehen. Interessanterweise hat sich diese Veränderung der sozialen Zusammensetzung zwar negativ auf die mediale Wahrnehmung, aber nicht auf die politische Praxis ausgewirkt. Sowohl in Kolumbien als auch in Venezuela ist eine Linke entstanden, die repräsentationspolitisch unsichtbar, aber als gesellschaftliche Kraft dafür umso präsenter ist.

Ich besuche eine Ausnahme. Roland Denis – Philosoph, Linksradikaler, bis vor einigen Wochen Vizeplanungsminister. Seine Wohnung ist schlicht eingerichtet. Braun gestrichene Wände, Zeichnungen, vergilbte Zeitungsstapel, zwei alte Sofas, am Strand eingesammelte Kieselsteine, eine Matratze. Nichts deutet darauf hin, dass Roland aus einer der reichsten Familien des Landes stammt. Nichts außer der Tatsache, dass sich ein normaler venezolanischer Akademiker in einer so spartanisch wirkenden Wohnung nicht wohl fühlen würde.

Als ich Roland kennen lernte, war er mir unsympathisch. Er schien zu den Mittvierzigern zu gehören, die sich auf Partys in erster Linie für junge Frauen interessieren. Beziehungsweise ausschließlich. Aber jetzt, da ich ihn zu interviewen beginne, gewinne ich ihn gern. Was daran liegt, wie er redet. Er ist einer von den Menschen, die auch über soziale Prozesse emotional sprechen können; begeistert, leidenschaftlich, voller Hingabe.

»Die Entwicklung hier versteht man nicht mit den klassischen Kategorien. Okay?«

Ich nicke.

»Dieser Prozess hat alle Schemata gebrochen.«

Ich nicke erneut.

»Normalerweise ist der Staat in erster Linie ein Instrument der Besitzenden, um die Kapitalakkumulation sicherzustellen. In Venezuela hingegen wurde der Staat selbst zum Ort privatkapitalistischer Akkumulation. Okay? Weil die Erdölrente die einzige echte Einkommensquelle des Landes ist.«

Venezolaner sagen oft ›okay‹. Das gehört zur lokalen Ausdrucksweise wie in Argentinien das *che* oder in Bolivien *pues*. Ich glaube, das hat mit der kulturellen Nähe zu den USA zu tun: *beisbol*, Ami-Schlitten, Hamburger-Läden. Angeblich hat Caracas die größte Dichte von McDonalds-Filialen in Lateinamerika.

»Okay. Daran sind alle, die sich im Staat bewegt haben, kaputtgegangen: Gewerkschaften, politische Parteien, die reformistische Linke. Weil sie zu einem Bestandteil des Akkumulationsmechanismus geworden sind.«

Rolands Freundin kommt ins Zimmer: Sie hat das Telefon zwischen Schulter und Ohr geklemmt und schreit herum. Irgendein Streit mit jemandem aus dem Ministerium. Sie stellt einen Teller mit Käse hin, beschimpft ihre Gesprächspartnerin als Bürokratin und verschwindet wieder. Ich denke: hübsches Pärchen. Ein bisschen wie aus einem Nouvelle-Vague-Film. Aber heutzutage wirkt ja alles wie Nouvelle Vague, was nicht nach Parfümwerbung aussieht. Sogar die Parfümwerbung.

»In den 70er Jahren haben wir über neue Wege der Transformation zu diskutieren begonnen.« Er schiebt sich ein Brotstück in den Mund, und diesmal komme ich seiner Frage zuvor.

»Okay.«

»Wir haben uns von den Konzepten bewaffneter Avantgarden verabschiedet, und der einzig gangbare Ausweg schien uns ein massiver Aufstand. Der musste allerdings von jenen Teilen im System mitgetragen werden, die die Kräftekorrelation auch verändern konnten.« Er hält mir den Käseteller hin, aber ich lehne ab, ich bin auf Diät. In Venezuela wird man schnell fett. Das Essen ist fast immer frittiert. »Das waren die Militärs. Wir haben also ein Bündnis mit Akteuren innerhalb des Staates aufgebaut, die diesen Staat zerschlagen wollten.«

Zerschlagen und neu aufbauen, denke ich. Vor ein paar Tagen hat Roland am Telefon gesagt, dass man mit diesem Staat nichts anfangen könne. Dass die neuen Parteien nicht anders funktionierten als die alten: Bereicherungsmaschinerien. Und dass es deswegen nicht darum ginge, Leute auszutauschen oder Ministerposten für Basisorganisationen zu fordern, sondern eine neue Form des Regierens zu kreieren. Des Ko-Regierens. Dafür bedürfe es jedoch eines grundsätzlich anderen Staats. Zerstören und neu aufbauen, hat er gesagt. Und ich bin hellhörig geworden. Begriffe, die wie Erkennungs-Codes sind.

»Das Konzept ist schließlich mit dem Caracazo 1989 und den beiden Umsturzversuchen progressiver Militär im Februar und November 1992 aufgegangen.« ›Umsturzversuche«, sagt er, nicht Putsche. Dabei gehört Roland zu den Leuten, die 1989 festgenommen und von Armeeangehörigen gefoltert wurden. »Die damals entstandenen Subjektivitäten haben nichts mit dem gemein, was man sonst als politische Akteure kennt: keine Parteien, Organisationen oder Gewerkschaften. Du musst ziemlich weit an die Basis gehen, in Stadtteile und Dörfer, um die Akteure zu erkennen. Wir bezeichnen das als Proceso Popular Constituyente. Das heißt, wir haben uns hier nicht darauf konzentriert, Organisationen aufzubauen, sondern auf die Gründung eines neuen Staats und die Verabschiedung einer Verfassung hingearbeitet. Okay?« Jetzt bin ich doch ein wenig durcheinander. Eine revolutionäre Bewegung, die sich auf eine konstitutionelle Reform konzentriert hat? Deren politisches Programm sich in einer Verfassunggebenden Versammlung artikulierte? Die ausgerechnet am bürgerlichsten Merkmal der bürgerlichen Gesellschaft angesetzt hat, um sie aus den Angeln zu heben?

Direkt unter dem Fenster hält ein Müllfahrzeug, um am Straßenrand liegende Abfalltüten einzuladen, Lärm dringt herauf. Roland steht auf, durchquert den Raum und fischt eine Zigarre aus einem Karton. Das Gehalt als Minister war ein Witz: 550 US-Dollar nach dem offiziellen Umtauschkurs, inoffiziell nicht einmal 400. Selbst der Präsident bekommt keine 800 Dollar. Aber für ein bisschen guevaristischen Snobismus hat es offensichtlich doch gereicht. »Die traditionellen Konzepte gehen von organisierten, um die Macht kämpfenden Minderheiten auf der Linken und Rechten aus. Das hier war ein anderer Prozess. Ein Prozess der konstituierenden Macht.« Roland hält mir die Zigarren hin. »Havanna. Willst du?« Ich winke ab. Mir wird schon vom Geruch schlecht. »Hast du gewusst, dass Negri darüber geschrieben hat? Mann, waren wir glücklich, als wir das entdeckt haben. Ich habe Chávez ein Exemplar geschenkt. Keine Ahnung, ob er es wirklich gelesen hat.«

Der Müll-Lkw vor der Haustür fährt weiter. Im Nebenzimmer beendet Rolands Freundin ihr Telefonat, zumindest hört man sie nicht mehr schreien. Negri – ich beginne zu begreifen. Deswegen zitiert

Chávez immer mal wieder Negri. Er scheint das Buch mindestens durchgeblättert zu haben.

»Es gibt viele Leute, die den revolutionären Konflikt nicht verstehen. Sie erkennen die Akteure nicht. Hier geht es nicht um Regierung gegen Opposition. Hier gibt es drei parallele Welten: einen revolutionären Prozess, der von Basisbewegungen getragen wird; eine Regierung, die oft nicht eindeutig Position bezieht; und schließlich die rechte Opposition der Oligarchie und der von ihnen ideologisch hegemonisierten Mittelschichten.«

>Hegemonisiert<, >zerschlagen und neu aufbauen<, >proceso popular constituyente«. Ende der 80er Jahre war ich in Kolumbien so etwas wie ein Praktikant in einer Organisation namens A Luchar, die weder richtig Bewegung noch Partei war und in der sich die verschiedensten Gruppen zusammengefunden hatten: Christen, Gewerkschafter, Maoisten, ELN-Sympathisanten, Pro-Kubaner, Trotzkisten, eine Handvoll Feministinnen. Man diskutierte über Volksmacht, poder popular, und las Marx, Nietzsche, Bakunin, Lenin. Und Gramsci. Der italienische Theoretiker ist mir als Einziger in Erinnerung geblieben. In den 30er Jahren, schon in faschistischer Haft, schrieb er über die Verfasstheit entwickelter kapitalistischer Staaten, dass ihre Herrschaft nicht wie in Russland durch den Sturm eines Regierungspalasts gebrochen werden könne. Entfaltete bürgerliche Macht sei weitaus mehr als die Kontrolle von Polizei, Verwaltung und Armee, nämlich ein komplexes System der Hegemonie - mit Zwang gepanzerter Konsens. Dementsprechend müsse auch eine revolutionäre Strategie ganz anders aussehen als die der Bolschewisten 1917.

Diese Überlegungen dienten der italienischen KP später als Rechtfertigung für ihre Sozialdemokratisierung: der Aufbau einer großen Tageszeitung, die Eroberung von Regionalregierungen durch Wahlen, die Bindung von Künstlern an die Partei, das jährliche Pressefest der Unitä. In Kolumbien war das Gegenteil der Fall. Zerstören und neu aufbauen bedeutete dort Gegenmacht, kultureller Aneignungsprozess, die Rekonstruktion von 500 Jahren Unterdrückung. Für uns sprach Gramsci über die Verdrängung herrschender Institutionen und deren Ersetzung durch neue, radikalere Formen der Macht – Räte statt Gemeindeverwaltungen, Arbeiterversammlungen statt Gewerkschaftsapparate, die Kultur des afro-indigenen Widerstands statt american way of life. Zertrümmern und aufbauen war das Konzept einer Revolution, bei der nicht nur die Führungsspitzen ausgewechselt werden sollten. Gramsci vermischte sich dabei auf

eigentümliche Weise mit den Überlegungen der Befreiungspädagogik und -theologie, die den Umschlag der ›Klasse an sich‹ zur ›Klasse für sich‹ als Prozess der kulturellen, sozialen und psychischen Subjektwerdung beschrieben. Nur wenn die Unterdrückten aufhörten, Massen zu sein, so Paolo Freire, also ein Bewusstsein als handelnde Individuen und Kollektive erlangten und sich selbstständig artikulierten, eröffne sich eine Perspektive der Emanzipation. Und so propagierte man eine kulturelle Arbeit, bei der sich die Unterdrückten vor allem selbst als geschichtliche Protagonisten erkennen sollten.

Roland war damals bei einer Organisation namens Desobediencia Popular, Volksungehorsam«. Er hatte mit seiner Familie gebrochen, sein Erbe ausgezahlt bekommen und das Geld in eine Druckerei gesteckt. Sie existierte allerdings nur wenige Monate. 1989 wurden Dutzende von Aktivisten nach dem Caracazo festgenommen, die Druckmaschinen beschlagnahmt und Roland und andere Genossen von der Polizei verhört. Was Desobediencia mache, sollen die Beamten gefragt haben. Arbeit an der base, der Basis, lautete die Antwort. »Und wo ist diese Basis?«, hakten die Polizisten nach. »Wir werden diese Basis ausheben.« Auf den Polizeiwachen konnte man sich offensichtlich noch nicht vorstellen, dass >zertrümmern und neu aufbauen« nicht in erster Linie eine Angelegenheit der Maschinenpistolen und Sprengsätze war. Obwohl Gramsci zur gleichen Zeit auch Eingang in die Strategiepapiere der US-Rechten fand. Im Santa-Fe-II-Dokument, das die Lateinamerikapolitik George Bush Seniors maßgeblich mitbestimmte, wurde Gramsci 1989 als Theoretiker einer gefährlichen Unterwanderung von Kultur und Alltag identifiziert. Es waren die Jahre, als die Todesschwadronen in Kolumbien dazu übergingen, vermehrt Lehrer und andere soziale Multiplikatoren umzubringen.

Seltsam, wie sich Diskursfragmente durch Zeit und Raum bewegen und dann in neuen historischen Kontexten Praxis werden können. Desobediencia Popular und A Luchar waren damals befreundete Organisationen. Sie führten gemeinsam politische Schulen durch, Diskussionsforen: Nuestra América, »unser Amerika«. Bis sich A Luchar 1992 auflöste – die Maoisten wollten Sozialdemokraten werden, die Trotzkisten waren enttäuscht, sich nicht durchgesetzt zu haben, und die ELN-Sympathisanten fühlten sich von ML-Parteien missbraucht.

Außerdem waren 800 Aktivisten der kolumbianischen Organisation von Paramilitärs erschossen worden. Während sich *A Luchar* zerstreute, diskutierte man in Venezuela bei *Desobediencia Popular*

die Organisationsfrage. Es kam zu keiner Parteigründung. Hier hatte der Zerfall ein fruchtbares Ergebnis.

»Wir haben nicht an Organisationsstrukturen gearbeitet, sondern an Hegemoniefeldern: in alternativen Medien, Bauernbewegungen, pädagogischen Netzwerken. Eine diffuse Linke. Deswegen ist Chávez so wichtig. Er hat die unmittelbaren Organisationsformen zusammengebracht, sie gebündelt. Dabei repräsentiert er nicht die Avantgarde, sondern den massenhaften Charakter der Bewegung. Und die Verfassung wurde zum politischen Programm dieser dispersen Bewegungen, zu unserem roten Buch. Sie gibt Ziele für den weiteren Prozess vor und ist gleichzeitig das politisierende Symbol dieser Bewegung. Weißt du, wie viele Leute die Verfassung lesen? Und da steht eine Menge drin: Förderung von Kooperativen, partizipative Planung, direkte Demokratie, Indigenenrechte, Ablehnung des Neoliberalismus. Ohne die Verfassung hätten wir nichts geschafft.«

Roland lutscht zufrieden an seiner Zigarre. »Das ist ein großer zivilisatorischer und kultureller Triumph.« Er ascht ab. »Hier hat sich gezeigt, dass ein sozialer Prozess auch ohne organische Avantgarden in Gang gesetzt werden kann.« Die postoperaistische Seele jubelt. Seine und meine. »Vielleicht sogar viel erfolgreicher in Gang gesetzt werden kann.« Er lehnt sich zurück. »Dass Netzwerke und Bewegungen zumindest zeitweise klassische Parteiformen ersetzen können.«

Doch den Staat zerschlagen zu wollen heißt nicht, sich um jeden Preis von ihm fernzuhalten. Roland war 1999 an der Ausarbeitung der neuen Verfassung beteiligt und ist 2002 für ein Jahr Vizeplanungsminister gewesen. Mit seinem Chef, dem christlich-linksliberal inspirierten Wirtschaftsprofessor Felipe Pérez, der die Gesellschaft auf der Grundlage von Solidaritätsnetzwerken organisieren will, hat er Communities ermuntert, Planungskonzepte selbst zu entwerfen. Unter anderem einige Sanierungsprojekte von Barrios sind in diesem Zusammenhang entstanden. Ein neues Verhältnis zwischen lokaler Macht und Gesamtgesellschaft. Ein Versuch, den Anarchismus mit dem Staat zu versöhnen, den ungeklärten Konflikt zwischen unmittelbarem Kollektiv und größeren Zusammenhang zu beantworten.

Ich weiß nicht, was mir mehr gefällt. Dass sich ein Minister als Staatsfeind entpuppt oder dass ein Staatsfeind Minister werden kann – ein Experiment. Ein bisher unbemerkt gebliebener historischer Triumph.

»Willst du wirklich keinen Käse?« Roland hält mir den Teller noch einmal hin. »Der ist gut. Weißer Käse. Weißer Käse ist super.«

23 de Enero

Die Fahrt ins Stadtzentrum ist wie ein Ausflug auf einen anderen Planeten. Die Hautfarbe der Menschen ändert sich, die Kleidung, die Art, sich zu bewegen – Bilder, die man im Privatfernsehen nur dann sieht, wenn Sendungen über Kriminalität und Verbrechensbekämpfung gezeigt werden. Mühsam umkurve ich Verkaufsstände, es riecht nach ranzigem Öl, Autoabgasen und Müll. Kinder betteln, Straßenköter balgen sich um Essensreste, die Parolen an den Wänden lauten nicht mehr »Chávez, du wirst brennen«, sondern »die Revolution vertiefen«.

Mir ist, als hätte ich zwischen Altamira und Capitolio, keine 15 Minuten U-Bahnfahrt voneinander entfernt, eine weitere Strecke zurückgelegt als zwischen Europa und Caracas-Altamira. Ich hätte früher hierher kommen sollen. Nicht erst nach einer Woche.

Neal Stephenson hat in dem Science Fiction *Diamond Age* die Vision von entterritorialisierten Staaten entworfen, die aus über den ganzen Erdball verteilten Flecken bestehen. Das angelsächsischviktorianische Staatsgebilde etwa verfügt über Viertel in Shanghai, New York, London, Kapstadt usw. Diese Viertel sind miteinander verbunden, doch zwischen den Distrikten einer einzelnen Stadt gibt es mehr Trennlinien als Verbindungswege. Nanotechnologie sorgt für Barrieren, die nicht autorisierten Besuchern auf unsichtbare Weise den Zugang verweigern.

Nanotechnologie – oder Kleidung, Geld, Codes, Wachschutz.

Ich gehe das letzte Stück zu Fuß. Bei der U-Bahn-Station Caño Amarillo gibt es eine merkwürdige Stelle, an der die Stadt zu einer Collage zusammenzuzurren scheint: die Metrotrasse, die sich wie eine Raumstation in Ost-West-Richtung durch die Stadt zieht – an den meisten Stellen unterirdisch, hier oberhalb –, einige Barrios, leer stehende Gebäude aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, denen die Kolonialzeit noch anzumerken ist, oben auf dem Hügel der weiße Palacio Miraflores, der Präsidentenpalast, und gegenüber, wie ein kleines Schloss, das Militärmuseum. Vor mir, auf einem Bauland, eine Pferdekoppel: staubig, jede Bewegung der Tiere wirbelt eine Wolke auf. Und dahinter, südwestlich von hier, schließlich die Wohnblocks des 23 de Enero. Die Blocks stehen auf den Hängen wie Festungen, wie eine Drohung und / oder Verheißung. Ihr Anblick vermittelt eine Mischung aus Trotz und Stolz.

Das 23 de Enero ist ein Gegenentwurf im doppelten Sinne – Sozial-

bau und Aneignung. Diktator Marcos Pérez Jiménez beauftragte Mitte der 50er Jahre den wohl berühmtesten venezolanischen Architekten, Carlos R. Villanueva, mit der Leitung eines groß angelegten Bauvorhabens. Die Rancho-Siedlungen in der Nähe des Regierungsviertels sollten von sozialem Wohnungsbau ersetzt werden. 56 große und 42 kleine Blocks à 15 bzw. 4 Stockwerke. Wenn man die Fotos von der Fertigstellung sieht, kann man es kaum glauben, dass es sich um die gleichen Gebäude handelt: sterile, funktionale Billigbauten mit großen Parkplätzen, einigen Einkaufspassagen und Basketball-Courts. Kontrollbauwüsten, allerdings nicht ohne Komfort. Die Wohnungen sind innen geräumig, hell und kühl. Keine klassischen Villanueva-Bauten. Keine Spur von Experimenten, frei schwebenden Formen, der Integration von Kunst in den öffentlichen Raum. Einfach nur preiswerte, praktische Formen.

Doch noch bevor die Bauten vollständig übergeben werden können, erschüttern Unruhen das Land. Marcos Pérez Jiménez, der sich am 2. Dezember 1952 mit einem Wahlbetrug als Staatschef hat bestätigen lassen, kann das Viertel, zunächst auf den Namen 2 de Diciembre getauft, nicht mehr an seine künftigen Bewohner übergeben. Am 23. Januar 1958 wird die Diktatur gestürzt. Venezuela verwandelt sich für einige Zeit in das revolutionäre Epizentrum Lateinamerikas - noch mehr als Kuba. Denn anders als auf der Karibikinsel sind in Venezuela Sozialdemokraten und Kommunisten (und keine zunächst wenig definierte Nationalbewegung) die treibende Kraft hinter dem Aufstand. Im 23 de Enero werden die Wohnungen gesquattet. Die Bevölkerung, d.h. die aufsässigsten Teile der Protestbewegung, eignet sich die Kontrollbauwüsten an und verwandelt sie in einen Ort ständiger Bewegung. In den nächsten Jahren wird das 23 de Enero zur subversiven Bastion, Kein Protest, keine Unruhe in Venezuela, die nicht auch hier Widerhall gefunden hätte. Auf den Freiflächen der Anlage, eigentlich zur Beseitigung der Barrios gedacht, wachsen die Barrios. Neue Hütten, Ranchos, unverputzte Ziegelbauten, die sich allmählich in ganz normale Viertel verwandeln. Um die 60.000 Menschen leben heute in den Blocks, etwa sechs Mal so viel in den Häusern dazwischen. Die 15-stöckigen Gebäude erheben sich wie Türme aus einem backsteinfarbenen, von Hunderttausenden bewohnten Barrio-Meer.

Ich treffe Juan und Pibe. Juan ist Sprecher der *Coordinadora Simón Bolívar*, einer der ältesten venezolanischen Stadtteilorganisationen, die Presse behauptet, früher sei er im Untergrund gewesen. 49 Mal

haben sie seine Wohnung durchsucht, ein Rekord in der Stadt. Aber nie haben sie ihn verurteilen können. Pibe ist Argentinier, Mitte 20. Er ist durch den Kontinent vagabundiert und erst in Kuba, später in Venezuela hängen geblieben. Wir laufen ein wenig durchs Viertel, die Hänge hinauf. Der Super-Block oberhalb der Metro Agua Salud gilt als schwieriges Gebiet: Drogenhandel. Die Trennlinien zwischen den Einflusszonen sind klar definiert. Früher sei das der Block der sieben Machos gewesen, sagt Pibe. Sieben Brüder, alle Dealer: narcotraficantes. »Aber jetzt lebt nur noch einer.« Die Konflikte im Viertel verliefen zwischen der Community-Organisation auf der einen Seite und Drogenhandel und Polizei auf der anderen.

»Drogenhandel und Polizei?«, frage ich.

»Drogenhandel und Policía Metropolitana«, antwortet Pibe. »Die von Bürgermeister Peña. Dem von der Opposition.«

Ich bin nicht sonderlich erstaunt. Auch in Kolumbien bedienen sich die Sicherheitsapparate der Banden und Drogenhändler, um soziale Organisationen zu zerschlagen. Eine Mischung aus Geschäftsinteressen und der Delegation von Kontrollfunktionen. Der informelle Staat sozusagen.

Wir erreichen eine Treppe. Von der dahinter liegenden Franziskanerkirche aus überschaut man die westliche Stadt. In Caracas geht es einem wie in Bogotá. Man bewegt sich zwischen 20. und 100. Straße nördlich und vergisst völlig, dass die Stadt an der 0. Straße Richtung Süden noch einmal von neuem beginnt. Das, was in Chacao-Altamira, in den Mittelschichtsvierteln von Caracas, als der Westen erscheint, ist in Wirklichkeit das Zentrum, von dem aus man die Größe der Barrios erst richtig erfasst. Wir stehen vor der Kirche, und so weit das Auge reicht, breiten sich Barrios aus. Juan zeigt auf eine Schule, ich glaube, er hat hier früher selbst die Schulbank gedrückt. Er sagt, dass das Liceo Manuel Palacio Fajardo den Ruf hat, besonders rebellisch zu sein. 1976 wurden hier bei einer Demonstration gegen den Besuch von US-Außenminister Kissinger zwei Schüler erschossen.

Aus dem 8. Stock eines Wohnblocks fliegt eine Mülltüte herunter. Eigentlich gibt es eine Müllrutsche. Allerdings nicht innen, sondern außen. Viele Rohre sind mittlerweile durchgerostet, der Müll landet dann irgendwo. Wobei diese Tüte einfach vom Balkon geworfen wurde.

Es ist komisch, wenn man die Wohnungen in den Blocks im 23 de Enero betritt. Innen sieht alles sehr bürgerlich aus: Möbel, Fernseher, DVD. Untere Mittelschicht, wie Juan sagt, viele Leute mit Berufsaus-

bildung. Aber zwischen den Blocks hat man manchmal das Gefühl, in einem Slum zu leben, in einer herunter gekommenen Sozialbausiedlung. Die Straßenfeger kommen mit der Arbeit nicht nach.

»Die Straßenfeger! Wir sollten ihnen ein Denkmal setzen.« Der Franziskanerpater Coro: die nächste Überraschung. Der Mann lächelt. Ich betrachte seine Augen: hellgrün, sehr auffällig. »Wenn es hier im Viertel einen runden Tisch mit den Stadtwerken gibt, stellen wir immer Forderungen wegen des Wassers und des Stroms. Was den Müll angeht, ist es andersrum. Da stellen sie Forderungen. Wir haben wirklich keine Kultur in der Hinsicht. Es gibt zwei ältere Männer in dem Block hier unten, die hier jeden Tag frühmorgens sauber machen, und trotzdem liegt immer Müll herum.«

Die Rohre, die als Müllrutschen der Wohnblocks dienen, münden ebenerdig in einen offenen kleinen Raum. Unterhalb des Raums schließt eine Rampe an, über die der Müll in Container geschoben werden kann. Ein eigenartiges System.

»Könnte auch am System liegen«, sage ich. »Rohre, Rampe, Container – ist doch komisch.«

»Nein, nein«, Coro schüttelt den Kopf. »Das ist unsere Schuld. Die Schuld der Nachbarschaft.« Coro wendet sich an den neben ihm sitzenden Juan. Die beiden kennen sich seit langem. Juan ist auf eine Kirchenschule gegangen.

Das franziskanische Konzept. Teil der Gemeinschaft sein, Solidarität stärken, Arbeit am Kollektiv leisten. Das Missionarische drückt sich in Handlungen und nicht in dem Versuch aus, andere zu bekehren. Der Vatikan hat die befreiungstheologische Strömung in den letzten 20 Jahren weitgehend aus der katholische Kirche Lateinamerikas verdrängt. Unter den verbliebenen progressiven Leuten sind überdurchschnittlich viele Franziskaner. Hier im 23 de Enero kooperieren sie eng mit den Community-Organisationen, sie haben keine Angst vor politischer Praxis. Oder anders gesagt: Die franziskanische Gemeinde ist selbst Teil der Organisierung.

»Was macht ihr hier?«, frage ich.

Pibe hat währenddessen Alicia getroffen und steht mit ihr ein paar Meter entfernt im Schatten eines Mangos. Ich blicke hinüber. Alicia kommt aus einer Studentenorganisation. Ihren Freund haben sie vor einem Jahr von der Uni geworfen. Sie hatten das Rektorat besetzt, um eine Öffnung der Hochschule für die Unterschichten zu erzwingen. 80 Prozent der Studenten kommen von Privatschulen, das heißt, die Gesellschaft finanziert den Besserverdienenden den kostenlosen

Universitätsbesuch, denn nur die können sich Privatschulen und Vorbereitungskurse für die Aufnahmeprüfung leisten.

»Die normalen Kirchenaktivitäten«, antwortet Coro. »Ansonsten alle Art von Projekten, die die Nachbarn zusammenbringen: Feste, Tombolas, Jugendarbeit. Viel gegen Drogen.« Drogen, immer wieder Drogen als Synonym des sozialen Zerfalls. »Wir haben ein kulturelles Problem. Ich meine, natürlich sind Dinge, die von außen kommen, nicht unbedingt schlecht. Aber was wir hier beobachten, ist, dass die Jugendlichen das Eigene ablehnen und statt dessen ein importiertes Modell zu kopieren versuchen.« Ich denke, wie anders wir als Linke in Deutschland argumentieren würden. Im Grunde genommen genau entgegengesetzt. »Das ist wie Selbsthass«, Coro meint die Gangkultur, »der in Aggressivität umschlägt. Wir versuchen, den Jugendlichen zu vermitteln, dass das Eigene einen Wert besitzt.« ›Das Eigene Auch über diesen Begriff würde ich in Europa den Kopf schütteln. Aber hier treten einem Community-Strukturen auf der einen Seite und Gangkultur und Konsumismus auf der anderen wirklich häufig als das Eigene, Widerständige und das Aufgezwungene, Konforme gegenüber.

»Und die Kirchenarbeit? Wie sieht die aus?« Ich frage, weil ich diesen Pfarrer gerne reden höre. Er hat eine angenehme, sonore Stimme.

»Es gibt so etwas wie ein Solidaritätszentrum, wo man Kleider und Essen abgibt und sich Andere, Bedürftige, die Sachen abholen können. Außerdem organisieren wir Diskussionsrunden, Bibeldiskussionen. In den Häusern von den Nachbarn, abwechselnd.«

Ich frage, ob ich einmal mitkommen kann.

»Klar. Wir haben keine Berührungsängste. Nicht mal gegenüber der Stadtguerilla.« Der Franziskaner-Pater grinst Juan ironisch an. Juan grinst zurück.

Als wir die Treppe vor der Kirche hinuntersteigen, hören wir es krachen. Wie zur Bekräftigung von Juans Bemerkung über den kämpferischen Charakter des Liceo Manuel Palacio Fajardo liefern sich ein paar Schüler der Oberschule eine Straßenschlacht mit der Policía Metropolitana. Aber weder Juan noch Pibe oder Alicia wissen, worum es geht.

Mittelklasse, positiv

Meine Wohnungsgefährten Greg und Carol nehmen mich auf einen Ausflug mit. Die regierungsnahe Initiative Mittelklasse positive

organisiert eine Informationsveranstaltung über »das Freihandelsabkommen ALCA und das intellektuelle Eigentum«. Wir lassen die fünfjährige Sofia, die sich diese Woche für Rapunzel hält und mit einer hellen Strumpfhose auf dem Kopf herumläuft, bei Verwandten zurück und fahren wie jeder anständige Angehörige der venezolanischen Mittelschichten mit dem Auto und nicht mit der U-Bahn. Es geht auf der Stadtautobahn Richtung Valle am Busbahnhof vorbei. Drei unterschiedliche Highway-Ansichten: Apartmenthäuser mit Kreditkarten-Werbetafeln und großen Fotos von Frauen in Bikinis, »Traust du dich nicht?«, die besprühten Wände am Bus-Terminal, »no volverán – sie werden nicht zurückkommen« – die alten Eliten, nicht die Busreisenden -, und schließlich die weitläufige Prachtstraße Los Próceres vor dem Círculo Militar mit den Denkmälern für die Unabhängigkeitshelden. Wir halten. Der Club der Militärs ist ein klassischer Repräsentationsbau: Säulen, Glasfassaden, Ledersessel, Kronleuchter und Spiegel in der Eingangshalle. Die Veranstaltung findet in einem Theatersaal statt, dessen Ehrentribüne mit blauem Samt ausgeschlagen ist. Man sieht große Vorhänge, ein Bühnenbild über die Conquista, der Eroberung Amerikas, und neue Stoffsitze ebenfalls blau. Wir bleiben einen Moment vor dem Büchertisch am Eingang stehen. Darauf liegen die Verfassung, die hier den Status einer Mao-Bibel erlangt hat – fast jeder Bewegungsaktivist führt eines der kleinen blauen Büchlein bei sich –, allerlei neu verabschiedete Gesetze, Chávez' Reden zum »faschistischen Putsch gegen Venezuela«, das Programm der Bolivarianischen Zirkel und: Das kommunistische Manifest«. Auf dem Titelbild: »Nicht mehr aktuell? Von wegen!« Ich habe schon in Europa gehört, dass Chávez der einzige amtierende Staatspräsident der Welt ist, der Antonio Gramsci, Paulo Freire und Toni Negri zitiert. Trotzdem wundert mich die Zusammenstellung. Von drinnen hört man Applaus. Wir gehen auf den Balkon, weil die Halle bereits voll besetzt ist: 300 Personen lauschen Gustavo Arreazu. Der Unterhaltungsmusiker mit dem strahlenden Lachen singt Hubo un tiempo. Ausladende Gesten, eine theatralisch in Falten gelegte Stirn, romantischer Blick. Ich wundere mich, wo die Geigenklänge herstammen, auf der Bühne sind nur vier Musiker zu sehen. Bis ich merke, dass die Streicher vom Band kommen. Herzschmerz-Playback auf einer politischen Kampfveranstaltung – auch nicht schlecht.

Nach der Musik beginnt das politische Programm. Fünf von sechs Referenten sind Frauen. Aurieta Caponi, Vizepräsidentin der Experimentaluniversität Simón Rodríguez – erster Versuch einer wirklich öffentlich zugänglichen Uni -, hält einen Vortrag über die Grundlagen von Freihandel und ALCA-Abkommen. Caponi, eine blonde, stämmige Frau, kritisiert die Inwertsetzung öffentlicher Güter und der Gesellschaft und vergleicht den Marktliberalismus mit dem Kampf zwischen einem Schwergewichtsboxer und einem Zwerg. Eine klare, strukturierte Rede. Es folgt Librada Pocaterra, vom Consejo Nacional Indio, dem Nationalen Indio-Rat(-)Indio(, das Wort habe ich lange nicht gehört. Es geht um die Ausbeutung des Wissens der amerikanischen Ureinwohner durch Gen- und Pharmakonzerne. Indígenas gäben ihre Kenntnisse von einer Generation zur nächsten weiter, nicht von Verkäufer zu Käufer. Iris Valdera, Abgeordnete der Bewegung V. Republik, hält eine Brandrede gegen die Regierungen der USA und Kolumbiens. Das Publikum jubelt, wenn sie gegen das »Imperium« wettert. Obwohl manche bissig bemerken, das Publikum jubele auch, wenn Iris ihre Locken nach hinten werfe. Und schließlich tritt Eduardo Samán auf die Bühne, Pharmakologie-Professor und Leiter des Autonomen Dienstes für intellektuelles Eigentum (SAPI), einer Abteilung des Produktions- und Handelsministeriums, die zur Zeit eine Kampagne zur Förderung kollektiver Copyrights durchführt. Samán, ein dünner, ein helles Sakko tragender Mann, bewegt sich wie vor einem studentischen Auditorium. Pädagogisch, heiter, um Dialog bemüht: »Nicht wahr?« Das Patentrecht des ALCA, erklärt er, ermögliche es den Pharmakonzernen, ihre Medikamentenpatente auf Jahrzehnte festzuschreiben. Dabei würden Unternehmen schon heute immer wieder die gleichen Produkte für verschiedene Wirkungsbereiche patentieren lassen, um die international vorgesehenen Freigabefristen hinauszuzögern. »Es gibt nur eine Alternative zum ALCA«, der fröhliche Professor wird auf einmal sehr kämpferisch, »die ALBA, die bolivarianische Assoziation der Amerikas, eine lateinamerikanische Kooperation in allen Bereichen«.

Sie schlagen keinen Sozialismus vor, denke ich, aber ein paar bemerkenswerte Schritte, die im heutigen Kontext einige Sprengkraft besitzen und an die sich sonst niemand ernsthaft zu denken traut: Zurückdrängung des Marktes, Verteidigung allgemein zugänglicher Güter, internationale Solidarbeziehungen, eine ökonomisch-soziale Alternative.

Nach zwei Stunden beenden die Organisatorinnen von Mittelklasse – positiv die Veranstaltung. Gesungen wird nicht mehr – auch nicht Playback. In der Vorhalle plaudern die Leute. Abgeordnete, ein paar Ex-Minister, Leute aus sozialen Bewegungen: geschminkt,

in Anzügen und frischen Hemden, aber nicht besonders affektiert. William Fariñas, Chávez-Berater und Offizier – bärtig, dick, mit gemütlicher Ausstrahlung – sitzt auf einem Ledersofa und sagt, dass die Revolution vor allem das Zwischenmenschliche betonen müsse, die Alltagsbeziehungen. Wenn das diese Regierung ist, denke ich, dann stimmt zumindest ein Hinweis der Opposition. Dass hier alles sehr improvisiert ist. Improvisiert und informell. Wobei man das durchaus als Chance betrachten kann. Als Ausdruck von Aufbruch und Transformation.

»Erinnert ein bisschen an das Nicaragua der 80er Jahre«, sage ich zu meinem Mitbewohner Greg.

Er macht ein irritiertes Gesicht. Wie ich das meinte?

Wie ich das meine? Ich bin jetzt zwei Wochen hier. Auf dem Flug habe ich mir vorgenommen, das alles nicht so ernst zu nehmen. Ich habe die bolivarianische Revolution als ein pathetisch aufgeladenes republikanisches Projekt verbucht. Verspätetes *nation building*. Mit einem Präsidenten, der viel und in bisweilen fragwürdigen Bildern spricht. Aber mit jedem Tag, den ich hier bin, verstärkt sich das Gefühl, dass hier etwas in Bewegung geraten ist. Etwas völlig Unerwartetes.

Jenseits der gängigen Kategorien von politischer Reform oder Revolution.

Strike on Iraq

Der Krieg gegen den Irak hat begonnen: Auf der Straße lese ich einen Wandspruch: »Wer wird der nächste sein? Venezuela?« Michael Klare, US-Professor für Friedensforschung, hat in der *Le Monde Diplomatique* über die Kontrolle strategischer Erdölressourcen und drei Hauptziele der US-Geopolitik geschrieben: Zentralasien, den Irak und Venezuela / Kolumbien. Im staatlichen Fernsehsender *Canal 8* versucht man mit geringen Mitteln eine kritische Berichterstattung zu organisieren. Keine Bilder, aber dafür Nachrichten arabischer Agenturen. Zwei Abgeordnete der Regierungspartei *Movimiento Quinta República* (MVR) diskutieren mit der Moderatorin Vanessa Davis über die Perspektive einer weltweiten Anti-Kriegs-Bewegung. Auf den anderen venezolanischen Kanälen Serien, Zeichentrickfilme oder Übernahmen von CNN. Ich gehe direkt zu dem Sender aus Atlanta. Man sieht Bilder der Ruhe. Sie sind aus Kuwait, wie man später erfährt. CNN hat angekündigt, sich diesmal nicht wie 1991 in

die Kriegsmaschine eingliedern zu lassen, doch so anders als damals wirkt die Berichterstattung nicht. Bei CNN auf Spanisch heißt der Titel: »Krise im Irak«, bei CNN auf Englisch: »strike against Iraq.« Eineinhalb Jahre war alles Krieg: War on Terrorism. Selbst Kontrollen am Flughafen waren War on Terrorism. Jetzt ist wirklich Krieg, und plötzlich spricht das US-Zentralorgan von ›Krise‹ und ›Schlägen‹.

La Vega, Südwest-Caracas

Wieder ein Ausflug, diesmal in den Süden. Je weiter man die Hänge hinaufsteigt, umso provisorischer wirkt die Stadt. Provisorischer oder ländlicher, je nach Straßenzug. La Vega, eines der größten Barrios von Caracas, liegt ein ganzes Stück hinter dem 23 de Enero auf einem gegenüberliegenden Hang. Wie Dörfer sehen die Viertel aus, man hat den Eindruck, weit außerhalb der Stadt zu sein. Andrés und Francisco, zwei Freunde von Carol, zeigen uns die Gegend. Wir laufen über einen Gipfelkamm, an einer Gaspipeline entlang. Es ist staubig, sehr heiß. Auf der vom Stadtzentrum abgewandten Hangseite haben Besetzer, angeblich aus Ekuador, neue Kartonhütten errichtet. Ich blicke nach Nordosten. Chacao, jener Teil der Stadt, der sich selbst für funktional, organisiert und beispielgebend hält, versinkt weit entfernt im Dunst. Davor, in den Falten der naheliegenden Hänge sieht man Bananenstauden, Palmen, ein paar Mangos. Was die Leute so anpflanzen, um es schöner zu haben.

Am Vormittag haben wir mit Leuten aus dem Barrio über Stadtplanung diskutiert. Die meisten von uns Ausländern waren überrascht. Wir hatten erwartet, auf Leute zu treffen, die vom Schrecken der Armut und Migration berichten. Stattdessen haben sie uns vom dörflichen Charakter der Viertel erzählt, vom Ineinandergreifen privaten und öffentlichen Raums und, im Gegensatz dazu, den Kontrollfunktionen der Stadtplanung. Sie haben Paris erwähnt, wo Haussmann im 19. Jahrhundert Schneisen in die Wohnviertel schlagen ließ, um die Aufstandsbekämpfung zu erleichtern, den Charakter funktionaler Orte kritisiert und abfällig gelächelt, als jemand das Begriffspaar ›formelle-informelle Stadt‹ ins Gespräch gebracht hat – die ›regulierte« und die »unregulierte« Stadt. »Verschleierung«, haben sie gesagt, »Verschleierung von Herrschafts- und Ausschließungsverhältnissen. Denn was ist an einer Einfamilienhaussiedlung oformale, die von Spekulanten illegal gebaut wurde und allen Baubestimmungen widerspricht?«

Ich bleibe stehen. Die Pipeline führt direkt neben uns an der Straße entlang. Wenn ein Fahrzeug hineinführe, würde sie wahrscheinlich explodieren. Sabine, Helmut und Andrés diskutieren auf Englisch über Landbesetzungen. Wir stehen oberhalb von ein paar neu angelegten Terrassen. Andrés blickt aufmerksam durch seine Brille.

Jemand fragt, was er eigentlich beruflich mache. Die Antwort ist so überraschend wie der Vortrag am Morgen. Andrés unterrichtet an der Universität ausgerechnet Kriminologie. Ein aus den 70er Jahren übrig gebliebener Linker: Mittelschicht, Radikalisierung, Kaderorganisation, der Schwenk zur Basisarbeit. Seit 20 Jahren Aktivist in den Stadtteilorganisationen, Mitarbeiter der Kommission, die das Gesetz zur Legalisierung städtischer Landbesetzungen erarbeitet hat, immer unterwegs.

»Und du?«, fragt Liyat, israelische Architektin, Francisco.

Francisco ähnelt Andrés und ist doch ganz anders. 26 Jahre alt, ziemlich hübsch, ein Freak: gepiercte Brustwarzen, der Oberkörper eines Basketballers. Von allen Schulen geflogen hat er die 6. Klasse nicht beenden können, beherrscht die spanische Orthographie nur mangelhaft, arbeitet als Web-Designer, fotografiert. Vor eineinhalb Jahren hat er das erste Indígena-Radio Venezuelas im Bundesstaat Amazonas mit aufgebaut, das danach allerdings, wie er erzählt, in die Hände der Armee übergegangen sei, weil die Indígenas in ihren Sendungen über Jahrzehnte der Gewalt durch die Militärs berichteten und die Armee so viel Geschichtsaufarbeitung nicht zulassen wollte. »Der Nationale Indio-Rat hat mit der Regierung dann die Einrichtung eines neuen Senders in West-Venezuela vereinbart.« Über die Schließung des alten Senders zeigt sich Francisco nur mäßig empört. Ein Maß an Abgeklärtheit, das mich verwundert.

Zur Zeit arbeitet er für das Planungs- und Entwicklungsministerium als Promotor bei der Bildung von Community-Organisationen – ein Job, für den er zwar seit sechs Monaten keinen Lohn mehr bekommen hat, den er aber trotzdem weitermacht, weil es schließlich nicht nur um Geld geht. Bevor Francisco vom damaligen Vizeminister Roland Denis angeheuert wurde, verdiente er sein Geld als *buhonero*, als Straßenhändler. Einer von den Typen, die die Leute von der Opposition meinen, wenn sie sagen, dass mit der Regierung Chávez jetzt Busfahrer das Land regieren. Busfahrer, denke ich, oder organische Intellektuelle, wie es bei Gramsci heißt. Leute, die sich ihre Fähigkeiten und Kenntnisse im Alltag angeeignet haben.

Ich übersetze für Helmut und Sabine und bin zufrieden. Was mich

in diesen Wochen am meisten flasht, ist der Eindruck, dass Leute wie Francisco und Andrés die zentralen Protagonisten dieses Prozesses zu sein scheinen: Stadtteilaktivisten – nicht Parteifunktionäre.

Plötzlich kommt eine Gruppe von Männern die Straße heruntergelaufen. Ich zucke zusammen; nicht so sehr wegen der Warnungen, die man uns im Büro mit auf den Weg gegeben hat – die Barrios sind für die venezolanischen Projektkollegen ein Synonym für unkontrollierbare Gewalt, sondern weil ich in solchen Augenblicken an Kolumbien denke: Räuber, eine Bande, Paramilitärs. Sabine jedoch fotografiert weiter, ohne sich irritieren zu lassen. Andrés hat eben von Leuten erzählt, die sich darauf spezialisiert haben, Terrassen in den Hang zu graben, gerade groß genug für eine Kartonhütte, um die Grundstücke dann zu verkaufen. »Unmoralisch«, hat er gesagt, »ein Söldnergeschäft.« Sabine schießt Bilder davon.

Die Männer, die den Hang herabkommen und Staub dabei aufwirbeln, wirken aufgeregt. Ich frage mich, ob sie uns nicht vielleicht doch ausnehmen wollen, und versuche mich an Francisco und Andrés zu orientieren. Die beiden machen einen konzentrierten Eindruck. Auch das erinnert an Kolumbien: meine Suche nach Vorbildern, Orientierungspunkten. Die Männer rufen uns etwas zu, nicht sonderlich aggressiv, ich verstehe sie nicht gleich.

»Was macht ihr hier?« Die Männer sind außer Atem. »Woher kommt ihr?« Sie zeigen auf uns. Uns, die Ausländer.

»Die?«, erwidert Francisco. »Das sind Freunde von uns.«

»Und warum fotografieren die?«

»Die wollen die Gegend kennen lernen.«

Die Männer sind irritiert. Wenn hier jemand herkomme, um zu fotografieren, sagen sie, könnten sie sich nie sicher sein, was das bedeute. Ein Bauprojekt, ein Räumungsvorhaben ...

»Die kommen von keiner Firma. Die machen nur einen Ausflug ... Und wir sind Leute wie ihr ...«

Wir schütteln Hände und versuchen nicht wie Spekulanten auszusehen, was gar nicht so einfach ist, wenn man als Einziger weit und breit weiße Haut hat.

»Sie besitzen ein Alarmsystem«, erklärt Andrés beim Weitergehen. »Wenn die Polizei kommt oder Leute von Baufirmen, trommeln sie die Nachbarn zusammen.«

Wir steigen ein kleines Tal hinab – *Los Encantos*. Ich muss noch einmal an Formalität / Informalität denken: an Begriffe, mit denen man eine Stadt in ordnungspolitisches bzw. ästhetisches Material verwan-

deln kann. Früher haben Stadtplaner und Architekten Informalität vor allem als Abwesenheit staatlicher Kontrolle begriffen, als einen zu beseitigenden Zustand, und so wurden Landbesetzungen planiert und regulierte: Siedlungen errichtet. Im letzten Jahrzehnt jedoch hat sich mit dem Siegeszug neoliberaler Diskurse durchgesetzt, Informalität als ein positives Phänomen zu betrachten, als eine nicht versiegende Quelle der Inspiration und unternehmerischen Initiative. Dabei geht es, wie wir gerade merken konnten, für die Bewohner um etwas ganz Anderes. Aus der Sicht von Barrio-Bewohnern repräsentiert jedes noch so harmlose Foto, jedes Abbild in erster Linie ein Machtverhältnis. Der Architekt mag sich für die kreativen Bauten im Barrio begeistern, der Berliner Senator für Stadtentwicklung gemeinsam mit dem peruanischen Wirtschaftsprofessor das ökonomische Potenzial informeller Kleinstaktivitäten hervorheben. Für die Bewohner eines Armenviertels hingegen bedeutet Informalität vor allem Angst. Ungewissheit. In der ›formellen‹ Stadt sind die Machtmittel konzentriert, die einen in einen Obdachlosen verwandeln können.

Los Encantos, die Freuden. Der Name ist nicht unpassend – vom nach Kloake stinkenden Bachlauf einmal abgesehen. Das Tal ist grün: Schilf, Obst- und Avocadobäume, Bananenstauden. Andrés und Francisco grüßen die Nachbarn mit Handschlag. An diesem Nachmittag hat sich in der Nachbarschaft ein Landkomitee gegründet. Seitdem die Regierung das »Dekret zur Regularisierung städtischen Landbesitzes« erlassen hat, erlebt Caracas eine Welle der Selbstorganisierung.

Überall tun sich Anwohner zusammen, um Eigentumstitel zu beantragen und über Veränderungen ihrer Viertel zu diskutieren – Stadtplanung von unten. Wir kommen an, als das Treffen gerade vorüber ist. Der Wortführer der Gruppe ist schwul. Ich frage mich, ob er offen homosexuell lebt und wie weit der Respekt der Nachbarn ihm gegenüber wohl reicht. Die Barrio-Bewohner zeigen uns eine Freifläche, wo sie einen kleinen Versammlungsraum und einen Basketballplatz bauen wollen. Es wäre einfacher, eine Finanzierung zu bekommen, wenn sie Baupläne vorlegen könnten, sagen sie. Liyat antwortet spontan, dass sie welche zeichnen könnte.

Wir schlendern gemeinsam weiter und kommen an einer Stelle vorbei, an der ein Bauprojekt der Gemeinde Caracas stillsteht. »Bürgermeister der Gemeinde Libertador – Freddy Bernal«, ist zu lesen. Freddy Bernal ist ein Ex-Polizist, der für die von Chávez gegründete Bewegung Fünfte Republik zum Bürgermeister der Stadt Caracas (nicht zu verwechseln mit der Área Metropolitana, dem metropolitanen

Großraum) gewählt wurde. In der Linken ist er nicht unumstritten und gehört doch zum bewegungsnäheren Teil der Regierungspartei. »Die Revolution schreitet voran«, steht auf dem Schild. Das Projekt allerdings schreitet überhaupt nicht voran. Der Lauf der Kloake sollte unterirdisch verlegt werden. »Sie haben Leute aus einem anderen Stadtteil beauftragt«, sagt die Frau, die neben mir geht. »Das ist Unsinn. Man muss das die Bewohner des eigenen Viertels machen lassen. Die haben mehr Interesse, die Arbeit richtig zu machen, und es gibt soziale Kontrolle.«

Ein kleines Stück weiter lädt man uns zum Essen ein. Fischsuppe. Die Familie, die uns hereinbittet, kommt aus Sucre von der Ostküste. Die meisten aus dem Viertel kämen da her, erzählt der junge Mann im Wohnzimmer. Wir stellen uns ans Fenster. Das Haus liegt auf einem Kamm, der in das Tal von La Vega hineinreicht. Wir blicken hinab.

Konferenz

Palacio Miraflores, Präsidentenpalast. In dem gleichen Saal, in dem sich vor knapp einem Jahr Unternehmerverbandschef Pedro Carmona zum Präsidenten vereidigt hat, findet ein Vorbereitungstreffen für das Weltsolidaritätsforum zur Unterstützung der Bolivarianischen Revolution statt. Der Name ist schrecklich, das Plakat wird noch schlimmer ausfallen: Unabhängigkeitshelden vor einer am Boden liegenden, um Hilfe flehenden Frau.

Am Eingang des Palasts ist vom viel beschworenen Militarismus der Regierung Chávez nicht viel zu bemerken. Die wachhabenden Soldaten erinnern eher an einen Freundeskreis, der sich zum Kartenspielen verabredet hat. Einer von den Rekruten, nicht im Dienst, macht sich über die Ehrengarde lustig: 19-Jährige in Uniformen aus dem 19. Jahrhundert wackeln mit unpraktischen Hüten, der Rekrut neben mir grinst.

Der Konferenzsaal liegt ein Stockwerk tiefer. Auch hier das gleiche Bild. 60 Vertreter aus Stadtteilorganisationen und regierungsnahen Gruppen sowie einige Leute aus dem Staatsapparat. Fuerza Bolivariana de Trabajadores, Bolivarianischer Arbeiterverband, erst ein paar Tage später wird der neue Gewerkschaftsdachverband UNT gegründet, Coordinadora Popular de Caracas, Koordination der Stadtteilorganisationen, Consejo Nacional Indio, Nationaler Indianerrat, Unión Cívico-Militar, Bürger-Militär-Bündnis. Ein Treffen eines

europäischen Sozialforums sieht nicht viel anders aus. Ich setze mich zwischen die Kubanisch-Venezolanische Freundschaftsgesellschaft, einen Afrovenezolaner mit Dread Locks und Frauen aus alternativen Medienprojekten. Man diskutiert, ob die Konferenz, die genau ein Jahr nach dem Putschversuch vom 11. April 2002 stattfinden wird, in der Innenstadt oder in Schulen in den Barrios tagen soll.

»Wer war der Protagonist vor einem Jahr?«, fragt Alicia, die Studentin, die ich vor kurzem im Stadtteil 23 de Enero kennen gelernt habe. »Wo sind die Putschisten besiegt worden? Im Hilton oder bei uns? Und was wird Ignacio Ramonet, José Bové oder Tariq Ali mehr interessieren? In Konferenzsälen Vorträge zu halten oder mit Leuten aus den Basisorganisationen zu diskutieren?«

Der Saal stimmt lautstark zu. Guadelupe, auch von der *Coordinadora Simón Bolívar*, legt ein Programm vor. Diskussionsrunden, Filme, Augenzeugenberichte. »Wir können gleichzeitig in acht Barrios tagen«, sagt sie, »wir müssen die Konferenz in die Stadt tragen.« Die Vertreterin der *Bolivarianischen Frauenorganisation* klatscht begeistert in die Hände. Sie trägt einen Strandhut in Nationalfarben, auf der Vorderseite steht: *Chávez los tiene locos* – Chávez macht sie verrückt. Auch der Mann von der *Unión Cívico-Militar*, der Bürger-Militär-Union, nickt bekräftigend.

Der Saal mit Ausnahme von Rafael Vargas. Rafael Vargas, Mitte 50, ist Organisationsleiter der Konferenz. Vor kurzem wurde er von Chávez als Minister entlassen, was allerdings nichts bedeutet, denn bei Chávez werden die Minister ohne ersichtlichen Grund oder Strategie schneller ausgetauscht, als man sich ihre Namen einprägen kann.

Mit vier weiteren Mitarbeitern des Organisationskomitees sitzt Vargas auf der Bühne hinter einem schweren Tisch. Keine gute Ausgangslage für ein gleichberechtigtes Gespräch. Er erklärt, dass die Konferenzleitung am vorgelegten Konzept nichts ändern werde. »Die Konferenz kann nicht in den Barrios abgehalten werden. Für die Vorbereitung so einer Veranstaltung braucht man eigentlich ein Jahr«, er hebt die Hand und ballt sie pathetisch zur Faust, »wir haben nur einen Monat.« Vargas hält einen Zettel hoch, »das ist das Programm und das wird es bleiben«.

Venezuela, liegt mir auf den Lippen, ist eine partizipatorische, protagonistische Demokratie«. Ich bin schon angesteckt von dem im Land herrschenden Fieber, ständig in Verfassungszitaten zu denken. Der Afrovenezolaner mit den Dread Locks denkt offensichtlich das Gleiche. Er steht auf und wendet sich zur Tür. »Ihr hättet Bescheid

sagen sollen, wenn ihr Fußvolk braucht. Dann hätte ich nämlich nicht zu kommen brauchen.« Die Stimmung ist am Tiefpunkt angelangt.

»Wir entmündigen niemanden«, Rafael Vargas gibt sich vom Protest unbeeindruckt. »Wir haben nur keine Zeit. Warst du auf den letzten Treffen? Auf den Vorbereitungstreffen? Seit drei Wochen diskutieren wir hier. Wir können nicht ständig nachbessern.«

Der Afrovenezolaner war auf den Treffen, aber Vargas erinnert sich nicht an ihn oder will sich nicht erinnern.

»Ich würde vorschlagen«, der Mann von der *Coordinadora Popular* unterbricht das Wortgefecht und richtet sich an die Männer vom Organisationskomitee, »wir gestalten die Diskussion etwas horizontaler. Ihr müsst nicht immer gleich antworten, wenn hier im Plenum etwas gesagt wird. Sonst redet ja immer nur ihr.«

Vargas nickt, verstummt und nimmt erst einmal ein Handy-Gespräch entgegen, um eine Weile angeregt zu telefonieren.

Als ich wenig später den Saal verlasse, spricht mich eine Bekannte an, die beim Community-Fernsehen *Catia TVe* aktiv ist: »Denk nicht, der ganze ›Prozess‹ ist wie Vargas. Der Mann ist eine Schande.« Ihr Freund Alex, Franzose, Mitglied des Organisationskomitees, nickt verlegen. »Aber das werden wir schon hinbiegen. Irgendwie.«

Ein paar Tage später werde ich von Juan aus dem 23 de Enero noch mehr über Vargas hören. »Einer von den Leuten, die angeblich den Prozess unterstützen, in Wirklichkeit aber ihr größtes Hindernis darstellen. Weißt du, was der Typ beim Putsch gemacht hat, als wir demonstriert haben? Er hat sich die Haare gefärbt und ist untergetaucht.«

Die venezolanische »Revolution«: Es gibt Bürokratie, Ineffizienz, Korruption, neue Eliten. Und doch stimmt ein Aspekt optimistisch: Die Leute nehmen die Autoritäten nicht so ernst. Die Aktiven stellen sich, zumindest bisher, nicht bedingungslos hinter die Regierenden. Es gibt keine Partei, die ernsthaft eine Avantgarde- und Führungsrolle beanspruchen könnte. Stattdessen: »Diesen Prozess gab es vor Chávez, und es wird ihn auch nach Chávez noch geben.«

Buhoneros, Sabana Grande

15 Uhr. Helmut und ich spazieren durch die Innenstadt. Fußgängerzone, Sabana Grande. Helmut bleibt immer wieder vor wirklich hässlichen Gebäuden stehen und macht mich auf Wienerisch auf ihren architektonischen Wert aufmerksam. Am Ende dieses Aufenthalts

werde ich vor allem Österreichisch gelernt haben.

Die ökonomische Krise könnte kaum offensichtlicher sein. Die Verkaufsbuden der Straßenhändler stehen in dichten Reihen nebeneinander.

Die meisten verkaufen Kleider, CDs und Räucherstäbchen. Ich frage mich, wer so viele Kleider, CDs und Räucherstäbchen eigentlich kauft. 60-70 Prozent der Venezolaner, heißt es, leben mittlerweile von der informellen Ökonomie. Bis auf den Erdölsektor und die Aluminiumindustrie verfügt das Land kaum noch über eine eigene Produktion. Durch die Umsturzversuche 2002 hat sich die Situation zudem noch weiter verschärft. Die Leute schlagen sich als Kleinhändler durch, wobei der informelle Sektor nicht anders strukturiert ist als andere Bereiche. Die Stände gehören Geschäftsleuten, die Verkäufer sind meist nur Angestellte und verdienen mit 150 Euro nicht viel mehr als einen Mindestlohn.

Wir drängeln uns durch die Menge, es ist eng. Sound-Clash. Die CD-Händler spielen HipHop, Salsa, schmalzigen Latino-Pop und natürlich Shakira. Unsägliche Shakira.

Wir kommen an der U-Bahn-Station Sabana Grande vorbei. Ich schaue mich um. Die Stelle habe ich als große, breite Fußgängerzone in Erinnerung. Jetzt sind nur noch Metallbuden und Waren zu sehen. Weil ich mir nicht sicher bin, ob ich den Ort verwechsle, gehe ich auf einen Stand zu und spreche die Leute an, die dort auf Campingstühlen sitzen: eine Schwarze, ein älterer Mann, der Verkäufer selbst. Sie verstehen meine Frage nicht gleich. Ob das hier immer schon so war. Immer schon mit Marktständen.

»Klar, hier waren immer Marktstände«, meint der Ältere.

»Immer?«

»Es gibt überall in Lateinamerika Straßenverkäufer.«

»In Panama und Kolumbien auch«, fügt der Verkäufer hinzu.

Man merkt: Sie fühlen sich angegriffen. Immerhin sind sie Straßenhändler. Im besten Fall geduldet. Ich sage, dass ich das in Ordnung fände, Straßenhandel. Dass ich nur die Gegend anders in Erinnerung hätte. »Weniger belebt«, sage ich.

Der Verkäufer stellt fest, dass er seit 98 oder 99 in der Fußgängerzone seinen Stand habe.

»Also doch nicht immer«, sage ich.

»Schon«, erwidert der Ältere, »aber nicht hier.«

Die Schwarze wirft ein, dass die Gemeindeverwaltung im kolumbianischen Cali überall städtische Markthallen errichtet habe.

Die Straßen wären dadurch nicht mehr so überfüllt. Cali, denke ich, die Frau ist eine Einwandererin. Jeder Zehnte der 25 Millionen Bewohner Venezuelas stammt mittlerweile aus Kolumbien. »Das war vorher so wie hier. So eng, dass man nicht durchgekommen ist.« Ich wundere mich, dass ausgerechnet eine Händlerin sich kritisch über den Straßenhandel äußert.

Die Frage nach dem Sinn städtischer Markthallen ist nicht so leicht zu beantworten. Die kollabierte Innenstadt von Caracas würde für Fußgänger wieder zugänglicher, wenn es eine städtische Organisation des Kleinhandels gäbe. Andererseits werden die Straßenverkäufer durch solche Maßnahmen aus den besten Gegenden vertrieben und müssen dafür auch noch Abgaben zahlen. In El Salvador wurde vor einigen Jahren die gleiche Diskussion geführt. Einer der ersten Kämpfe, die die frisch legalisierte FMLN-Guerilla als Stadtregierung von San Salvador ausfocht, war ausgerechnet der gegen die ambulanten Verkäufer. Nachdem ein Teil der Straßenhändler nicht bereit war, in die städtische Markthalle umzuziehen, hat man sie gewaltsam vertrieben.

»Und warum seit '99?« frage ich.

»Weil den Bürgermeistern der IV. Republik die Fußgängerzone Sabana Grande heilig gewesen ist«, antwortet der Verkäufer.

Als ›IV. Republik bezeichnet die venezolanische Öffentlichkeit die Zeit vor der Verfassungsreform 1999.

»Heilig?«, fragt Helmut.

»Die wollten keine Straßenhändler hier haben«, sagt der Verkäufer, »weil hier alles voll mit Franchise-Shops ist. Große Unternehmen, die Abgaben zahlen. Die Straßenhändler sind einfach nur da und schnappen den Unternehmen Kunden weg.«

Ich frage, ob wir hier in Chacao sind.

»Nein, Libertador«, antwortet die Frau.

Die Verwaltungsstruktur von Caracas ist nicht ganz leicht zu verstehen. Der Großraum der *Área Metropolitana* ist in fünf Gemeinden aufgeteilt. Die bevölkerungsarmen, aber wohlhabenden Munizipien Chacao, El Hatillo und Baruta werden ebenso wie der Großraum als Ganzer von der Opposition regiert. In den bevölkerungsreicheren Gemeinden Sucre und Libertador (Caracas-Stadt) stellt hingegen die Regierungspartei MVR die Bürgermeister. Letztlich ermöglicht diese Struktur die auch administrative Segregation der Stadt. Die Besserverdienenden laufen nicht Gefahr, bei Wahlen niedergestimmt zu werden und die Kontrolle über die Gemeindehaushalte zu verlieren.

»Also ist der Bürgermeister hier Freddy Bernal.«

»Ja, hier ist Freddy«, antwortet der Straßenverkäufer.

Ich bin mir nach wie vor nicht sicher, was ich von Bernal halten soll. Polizisten sind mir noch unsympathischer als Offiziere, und gegen Bernals Stadtverwaltung gibt es zahlreiche Korruptionsvorwürfe. Andererseits werden erst seit seiner Wahl zum Bürgermeister ambulante Händler als normale Akteure der Kommerzzonen anerkannt. Es ist wie so oft, wenn es um die Regierungspartei MVR geht. Ihre Arbeit überzeugt einen nicht wirklich, aber man ist dennoch froh, dass sie regiert. Immerhin bekämpfte sie die Folgen der Krise nicht einfach ordnungspolitisch durch die Vertreibung der Armen. Weniger das, was die Regierung macht, als das, was sie *nicht* macht, veranlasst einen, sie zu verteidigen.

Helmut fragt ein wenig ungeduldig, ob wir weitergehen können. Wir verabschieden uns von den Händlern und setzen unseren Weg fort. An der U-Bahn Plaza Venzuela sitzen 40 oder 50 Leute unter einem Metalldach an Tischen und spielen Schach. Ich denke an Gabriel García Márquez und an die Bedeutung des Schachspiels in seinen Romanen. Ich habe keinen Blick für die Stellung der Figuren. Aber mir gefällt es, dass mitten in der Stadt, zwischen Ständen und Franchise-Shops, Menschen an Tischen sitzen und strategisch zu planen versuchen.

Vor dem Fernseher

Chávez vor der Vollversammlung der PPT. Die Partei *Patria Para Todos* ist zwar kleiner als ihre beiden Koalitionspartner im Regierungsbündnis *Patriotischer Pol*, die MVR und die linkssozialdemokratische *Podemos*, aber besetzt doch eine Reihe von Schlüsselpositionen. Unter anderem stellt sie die Erziehungs-, Umwelt- und Arbeitsminister sowie mit Ali Rodríguez, einem Veteranen der marxistischen Linken, den Chef des staatlichen Erdölunternehmens PDVSA.

Chávez wettert gegen den Gouverneur des Bundesstaates Zulia. »Ein Gouverneur, der die Polizei seines Staates mit Tausenden von Waffen ausrüstet, der Paramilitärs aufbaut und Kontakte zu kolumbianischen Paramilitärs besitzt, der die Verfolgung von Kleinbauern und Landbesetzern zu verantworten hat ...« 80 Bauernführer sind in Venezuela in den vergangenen drei Jahren von rechten Todesschwadronen ermordet worden, die meisten davon in Zulia.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Taxifahrer vor ein

paar Tagen. Einem, der zugab, für Chávez gestimmt zu haben, also nicht von der Opposition sein konnte, den Präsidenten aber nicht wiederwählen wollte. Er sei von Chávez enttäuscht, hat er gesagt, weil ein Staatschef für alles die Verantwortung trage, was im Land geschehe. Ich habe gedacht, dass es kaum einen größeren Irrtum geben kann. Rossana Rossanda schrieb 1972 über die Regierung Allende, ihr größtes Problem bestehe darin, dass sie zwar an der Regierung, aber nicht an der Macht sei. In Venezuela verhält es sich ähnlich. Im Land herrscht kein Machtvakuum, sondern eine seltsame Koexistenz von Parallelmächten. Die oppositionellen Bürgermeister und Gouverneure verfügen nicht nur über die Unterstützung der Medien, sondern auch über eigene – legale und illegale – bewaffnete Organe. So gibt es regionale Polizei-Einheiten, die wie die Policía Metropolitana in Caracas auf Demonstrationen der Regierungsanhänger schießen, und paramilitärische Gruppen, die wie im Bundesstaat Zulia auf die Rückendeckung des dortigen Gouverneurs zählen können.

Ich betrachte den Bildschirm. Chávez lässt *cadena* schalten: Wenn das Kommunikationsministerium als Lizenzgeber der Sendefrequenzen es anordnet, müssen die privaten Stationen die Übertragung des Staatsfernsehens übernehmen, und so ist der Präsident für 15 oder 20 Minuten gleichzeitig auf allen Kanälen. Unvorstellbare Medienpräsenz. Der Präsident redet an diesem Abend, er wird am nächsten Morgen schon wieder auf Sendung sein. Ich glaube, dass das der Grund ist, warum so viele ausländische Journalisten ihn für wahnsinnig halten: stundenlange Reden, seine Art, alles in den einfachsten Worten auszudrücken. Das hat viel mit der venezolanischen Parteienlandschaft zu tun. Mit Parteien ohne nennenswerte Präsenz in Barrios oder sozialen Bewegungen. Phantomorganisationen, unter denen die PPT noch am realsten wirkt. Es ist, als wolle Chávez jenes Vakuum füllen, das der Kollaps der politischen Parteien hinterlassen hat.

Die 50er Jahre: Der Widerstand gegen das Regime Marcos Pérez Jiménez wird vor allem von der sozialdemokratischen Acción Democrática (AD) und der Kommunistischen Partei getragen. Nach dem Sturz der Diktatur schließen AD und die christdemokratische COPEI jedoch das Punto-Fijo-Abkommen, das die Kommunisten isoliert und den Zugang zu den öffentlichen Fleischtöpfen für die nächsten Jahrzehnte regelt. Die Guerillaorganisationen, die als Antwort auf diesen Pakt entstehen, werden geschlagen und teilweise vom System absorbiert. Erdölreichtum, Wahlgeschenke und Lebensmittelsubventionen stellen das Land ruhig: die Blütezeit des Populismus.

Bis Ende der 80er Jahre AD und COPEI schließlich in eine Krise geraten. Schrumpfende Öleinnahmen, neoliberale Sparmaßnahmen und die Niederschlagung des *caracazo*, der spontanen Massenrevolte im Februar 1989, machen die Legitimationskrise manifest.

In Caracas und unter den Metallarbeitern von Ciudad Guayana gewinnt eine neue Bewegung an Bedeutung: Causa R, Radikale Sache. Sie stellt schon bald den Bürgermeister von Caracas und den Gouverneur des südvenezolanischen Bundesstaats Bolívar. Als Chávez 1992 einen Aufstand gegen die Regierung Carlos Andrés Pérez plant, bemüht er sich um ein Abkommen mit der Causa R. Doch die politische Linke will mit den aufständischen Militärs nichts zu tun haben. Die Offiziere bleiben weitgehend unter sich, der geplante Volksaufstand wird zum Putschversuch, Chávez geht ins Gefängnis. In Causa R, Gewerkschaftspartei und Hoffnung einer anderen Art von Politik, verschärfen sich die Widersprüche, die Partei spaltet sich. Die Linken gründen die PPT. Als der aus der Haft entlassene Chávez 1995 eine Sammlungsbewegung gründet, die schließlich MVR getauft wird, und an einem Oppositionsbündnis zu arbeiten beginnt, bleibt PPT-Parteichef Pablo Medina auf Distanz. Die von Chávez geführte Allianz gewinnt drei Jahre später trotzdem die Wahlen. Eine Koalitionsregierung wird gebildet, diesmal unter Einschluss der PPT. Bis 2001 ist das Bündnis einigermaßen stabil. Dann will Parteichef Pablo Medina bei den Wahlen für den Gewerkschaftsdachverband CTV als Kandidat der Linken antreten. Die Regierungsparteien stellen stattdessen Aristóbulo Istúriz auf, den ehemaligen Bürgermeister von Caracas und heutigen Erziehungsminister, ebenfalls von der PPT. Medina erträgt die Zurückweisung nicht, tritt aus der PPT aus und findet sich schon bald in der Opposition wieder. In einer Opposition, die im April 2002 einen rechten Putsch durchführt.

Teatro Municipal

Ich überquere die Plaza Caracas, einen der vielen vom Modernismus geprägten Plätze der Stadt: in den 60er Jahren errichtete Verwaltungsgebäude und ein weitläufiger Platz, auf dem mittlerweile Verkaufsbuden eng an eng stehen.

Der lateinamerikanische Architektur-Modernismus 1940-75 wird in der Regel als Ausdruck der Fortschrittshoffnungen und damit als politisch-kulturelles Konzept interpretiert, aber wahrscheinlich ist die ökonomische Erklärung viel einleuchtender: Die Umstrukturierung

der Städte ermöglichte die persönliche Bereicherung. Mit Hilfe der öffentlichen Bauvorhaben wurden Staatseinnahmen in Privatkassen umgelenkt. Allein der Sozialdemokrat Carlos Andrés Pérez, 1974-79 und 1988-93 Präsident Venezuelas, soll auf diese Weise mehrere Milliarden US-Dollar in die eigene Tasche gewirtschaftet haben. Das Gedränge, das heute auf der Plaza Caracas herrscht, ist nur die logische Konsequenz dieser Variante von Modernisierung. Überall *buhoneros*, Straßenhändler. Die Innenstadt ist zu einem Ort geworden, an dem sich das Überleben organisiert, zu einer Arena des peripherkapitalistischen Existenzkampfs.

Ein Block unterhalb der Plaza liegt das Stadttheater, ein Bau aus dem 19. Jahrhundert, eingezwängt zwischen maroden Bürohäusern, Verkaufsbuden und verstopften Straßen. Das Theater wirkt wie eine Enklave: dunkler Holzboden, stoffbezogene Sitze, eine etwas abgegriffene, aber immer noch Feierlichkeit ausstrahlende Einrichtung. An diesem Abend zeigt Cipriano, Projekt-Fellow und Fotograf aus Brasilien, seine Arbeiten: Bilder aus den Favelas. Kunstvolle, d.h. ästhetisierende Aufnahmen, die bei mir Widerwillen hervorrufen. Die Perspektive vom Hang: Häusermeer, endlos. Der menschelnde Blick: Gesichter, Kinder, Feste. Cipriano kommentiert, Freud und Leid seien wegen der Armut besonders extrem. Das erotische Auge: Frauen halbnackt hinter einer Mauer, geheimnisvoll lächelnd, von hinten fotografiert. Und schließlich: Dorfleben im Slum. Verwinkelte Gassen und Straßen.

Das Licht geht wieder an. Schaler Nachgeschmack. Cipriano fügt hinzu, dass er mit seinen Arbeiten keine Kritik leisten wolle. Keine Abstraktion oder Reflexion. Einfach nur Bilder schießen, schöne Bilder. Etwas ehrlicher könnte er sagen: abbilden, Stereotypen reproduzieren, Projektionsflächen schaffen. Mir fällt eine Bemerkung Sabines ein: Dass man nicht fotografieren kann, ohne Kontexte zu bestimmen und sichtbar zu machen.

In *Bowling for Columbine* flaniert Michael Moore durch South Central, Los Angeles. Dick und lächelnd steht er neben einer Ampel an der angeblich gefährlichsten Kreuzung der USA – nichts passiert, nur Autos fahren vorbei – und wird von seinem Begleiter, einem anderen Mittelschichtsweißen, auf eine Gefahr hingewiesen, die angeblich viel realer ist als jene Gewalt des Ghettos, die man mit dem Stichwort South Central normalerweise assoziiert: Man sieht die Buchstaben »Hollywood« nicht, obwohl der Hang nicht besonders weit entfernt ist. Der Smog sei zu dicht, bemerkt Moores Begleiter.

Als plötzlich Polizei und Fernsehteams auftauchen, um einen in der Gegend gesichteten bewaffneten Afroamerikaner zu jagen, geht Moore auf einen der Polizisten zu und fragt, ob man nichts gegen den Smog unternehmen könne, zum Beispiel jemanden festnehmen. Immerhin handele es sich um eine Gefährdung von Gesundheit und Leben. Der Polizist antwortet nicht. Er bewegt sich so sehr in seiner Bilderwelt, dass er die Frage nicht versteht.

Als ich die Szene im Kino sah, ist mir *Menace II Society* von den Hughes Brothers eingefallen. Auch in diesem Film sieht man South Central. Bilder, die Authentizität zu repräsentieren schienen, die der Wut Raum gaben, sie inszenierten. *The hunt is on.* Als mir die gleichen Straßen dann bei Michael Moore begegneten, wurde mir klar, dass das Ghetto in dieser Form nicht existiert. Es wird durch den Blick der Popkonsumenten konstruiert, zumindest mitkonstruiert, entsteht hinter einer Folie von Stereotypen, die von den Rappern produziert werden, weil sie wissen, dass die Zuschauer sie begierig aufnehmen werden. Der Wunsch nach der Imaginisierung des Anderen, des Existenziellen. Der Autor und DJ Günther Jacob hat das schon Anfang der 90er Jahre gesagt, aber ich wollte das nicht wissen. Ich wollte einen Film sehen, der das Fremde konstruiert und mich auf diese Weise berührt.

Nach Ciprianos Vortrag bin ich deprimiert. Man kann anderen schlecht vorwerfen, so zu sehen, wie man selbst oft sieht. Und doch gibt es keinen Grund, sich das anzuschauen: Mode-Shooting aus dem Ghetto, weich-, respektive hartgespült.

Am Fenster

M. ist angekommen, auf Durchreise nach Kolumbien. Es regnet. Wassertropfen sprühen durchs halb offene Fenster. Carols Schwester hat gestern Abend gesagt, Venezuela vertrockne.

»Es hat doch geregnet ... In den letzten Tagen.«

»Geregnet? Das war nichts.«

Zwei Jahre durchschnittliche Regenfälle sind nötig, bis der Pegel des Trinkwasserreservoirs von Caracas wieder das normale Niveau erreicht.

In der Zeitung heißt es, das Wasserkraftwerk von Guri liege nur noch 1,24 Meter über dem kritischen Niveau. Unter 148 Meter Wasserhöhe könne man den Betrieb der Turbinen nicht mehr garantieren, und bei Trockenheit sinke der Pegel jeden Tag 20 bis 30 Zentimeter.

Mit dem Kraftwerk werde die Stromversorgung des Landes kollabieren. Guri ist das zweitgrößte Wasserkraftwerk der Welt und versorgt Venezuela zu 80 Prozent mit Strom.

Ich bin erleichtert, als sich die drückende Hitze am Abend endlich in einem Gewitter entlädt. Ein Regenguss, eine Verschnaufpause. Ich hocke am Fenster, lehne die Stirn gegen das Gitter und höre Tropfen auf den Asphaltparkplatz zehn Stockwerke weiter unten aufschlagen. Der Regen lässt erst die gegenüberliegenden Hänge, danach die Apartmenthäuser in der Nachbarschaft hinter einem grauen Schleier verschwinden. Im Haus nebenan sitzt eine Familie auf dem Sofa und sieht fern. M. steht an der Tür, sie hält die Hand in den Regen.

Hausbesetzer

In der Avenida Baralt. Mangos, CDs, Kochbananen, Unterwäsche. Im Vorbeigehen höre ich kolumbianischen Vallenato, die Luft stinkt nach Abgasen. An der Tür des Edificio Bolívar, eines fünfstöckigen, vielleicht 50 Jahre alten Baus steht eine fast zahnlose, dunkelhäutige Frau. Wir seien eingeladen, erkläre ich, zu einem Treffen mit dem örtlichen *Comité de Tierra Urbana*, dem Landkomitee. Die Frau wartet trotzdem misstrauisch, bis jemand kommt, der uns kennt.

Wir werden ein enges, dunkles Treppenhaus hinaufgeführt. In der Wohnung im vierten Stock trennen Decken und Plastikplanen anstelle von Wänden die Räume voneinander ab. Das Gefühl von Beklemmung. Vom Balkon aus geht der Blick auf die Puente Llaguno, eine Brücke, die über die Avenida Baralt führt. In ihrer Mitte stehen ein Kreuz und eine venezolanische Fahne. An der Puente Llaguno sind die Schüsse gefallen, die im April 2002 den Putschversuch legitimierten. Legitimierten oder legitimieren sollten.

Ich stelle mich auf den Balkon und betrachte die Brücke.

Das Edificio Bolívar ist eines von zwölf besetzten Häusern in Caracas. Wobei das Wort besetzte auf Deutsch die falschen Assoziationen weckt. In der Avenida Baralt geht es nicht um subkulturelle Freiräume, sondern um ein Dach über dem Kopf. Im Edificio leben in 16 Wohnungen über 100 Menschen. In anderen Gebäuden sind es teilweise doppelt so viele. Aura ist die Wortführerin dieser Besetzung. Eine Frau um die 50, Afroyenezolanerin aus dem Osten des Landes,

ich habe Schwierigkeiten, sie zu verstehen; nicht nur wegen des Lärms, der von der Avenida hereindringt. Vor zwei Jahren hätten sie das Schloss aufgebrochen, sagt sie, und seien ins Gebäude gegangen. Die Zimmer seien voller Müll gewesen. Die Besetzer hätten alles ausgeräumt und hergerichtet. Und dann fragt einer von uns, warum sie besetzt haben.

»Aus Notwendigkeit ... Aber auch weil wir uns ermutigt fühlten. Das hat uns Chávez beigebracht. Er hat gesagt, dass das eine Revolution ist, die uns unsere Würde zurückgeben wird. In der alle ein Recht auf eine Wohnung besitzen.«

Venezolanische Linke sind sich uneinig, wie ernsthaft die Regierung die angekündigten sozialen Veränderungen umsetze, ob man tatsächlich von Ansätzen einer Revolution reden kann, welchen Charakter die Regierungsparteien haben - ob sie mehr sind als nur neue Eliten. Doch eines kann niemand ernsthaft in Frage stellen: Der Staatschef mit dem Unterschichtsgesicht, der sich zu seinen afrikanischen und indigenen Vorfahren bekennt, repräsentiert das unsichtbare Venezuela: A servant not knowing his place, wie es jemand auf der US-Website Counterpunch ironisch formuliert hat. Wenn Chávez mehrmals die Woche im Fernsehen plaudert, referiert, erklärt, ist er nicht nur Showmaster und Agitator, sondern auch Pädagoge. Gramsci hat die Partei in Anlehnung an Machiavelli einmal als »kollektiven Fürsten« bezeichnet. Umgekehrt könnte man über Chávez sagen, er sei eine Art »individuelle Partei«. Er benennt die gesellschaftlichen Widersprüche und trägt dazu bei, dass der soziale Bruch auch politisch wahrgenommen wird. Das Selbstbewusstsein der unsichtbar Gemachten zu reden und zu handeln ist gewachsen: Das hat uns Chávez beigebracht.

Im Raum haben sich mittlerweile mehr als 20 Leute versammelt. Mir gegenüber sitzt eine Frau mit einem kleinen Kind auf den Knien. Das Mädchen sieht unterernährt aus und nuckelt an den Fingern. »Ich habe die Sendung gesehen, in der der Präsident davon gesprochen hat«, erzählt die Frau. »Er hat gesagt, dass zu viele Gebäude in Staatsbesitz leer stünden. Dass wir Genossenschaften gründen und einfach in die Gebäude hineingehen sollen. Das haben wir gemacht. Jetzt wollen wir legalisiert werden.«

Die Dinge werden auf den Kopf gestellt: Eine Regierung, die zu nicht-legalen Aktionen gegen Staatsbesitz aufruft; Gesetzesbrecher, die rechtliche Anerkennung fordern.

»Wir haben so viel gekämpft«, ein Mann in einem Sportunter-

hemd ergreift das Wort. »Im April 2002 haben die Scharfschützen meinen Nachbarn auf dem Dach fast getötet. Ich musste die Kinder in Sicherheit bringen. Überall war Tränengas. Danach die Hausdurchsuchungen. Wir haben die Regierung verteidigt. Wir haben ein Recht auf dieses Haus.«

Am 11. April 2002 werden in der Avenida Baralt, unmittelbar vor dem besetzten Edificio Bolívar und nur eineinhalb Blocks vom Präsidentenpalast entfernt, 17 Menschen erschossen. Unter den Toten sind Oppositionelle, Regierungsanhänger und Unbeteiligte. Am Abend nimmt die Armeespitze die Ereignisse zum Anlass, Präsident Chávez, der für die Schüsse verantwortlich gemacht wird, für abgesetzt zu erklären und zu inhaftieren. Seltsamerweise werden die von der DISIP-Geheimpolizei am Nachmittag verhafteten mutmaßlichen Todesschützen am Tag nach dem Putsch freigelassen und verschwinden spurlos. Der Unternehmerverbandschef Carmona übernimmt die Macht, überall kommt es zu Verhaftungen und Hausdurchsuchungen, u.a. auch im Edificio Bolívar. Die Hausbesetzer erleben das Scheitern ihrer Hoffnungen, blutige Repression, Tage des Widerstands und eine für unmöglich gehaltene Rückkehr des gewählten Präsidenten. Und das alles in einem Zeitraum von nur 60 Stunden.

Ich schaue mich in der Wohnung um. Wenn ich ehrlich bin, würde ich hier nicht einziehen wollen. Dunkler, abgetretener Boden, behelfsmäßige Trennwände, der Geruch von Autoabgasen. Für die Leute im Raum hingegen stellt dieses Haus fast schon ein Privileg dar: im Stadtzentrum, direkt am Regierungsviertel, nur zwei Kreuzungen von ihren Arbeitsplätzen entfernt – den Obst-, Unterwäsche- und CD-Ständen.

»Was könnt ihr für uns tun?«, richtet Aura eine Frage an uns und schiebt ihre Brille zurecht.

Wir können natürlich nichts tun, obwohl drei von uns Besuchern Architekten sind. Von einem Rundgang und einem oberflächlichen Urteil über die Bausubstanz einmal abgesehen. Ich weiß nicht, ob die Besetzer enttäuscht sind.

Nach einer Stunde kommt Andrés, unser Kriminologie lehrender Freund aus La Vega. Die Bewohner des Edificio Bolívar haben ihn gebeten, sie über ihre Rechte zu informieren, über die Möglichkeit, sich auf das neue Gesetz zur Legalisierung von Landbesetzungen zu

berufen. »Entschuldigt die Verspätung. Ihr wisst ja, wie Caracas ist.« Andrés lächelt, die Besetzer wissen, wie Caracas ist, und erwidern das Lächeln. Dann setzt er sich.

Andrés ist ein Phänomen: Jeden Tag hat er zwei, drei Treffen mit irgendwelchen Basisorganisationen aus der ganzen Stadt. Das für Caracas zuständige Technische Büro für die städtische Landreform ist nur mit zwei Leuten besetzt und kommt bei den Anfragen nicht nach. Deshalb springt er ein, wann immer er kann.

»Recht und Gerechtigkeit sind nicht das Gleiche«, Andrés fängt an wie immer: mit einem kurzen politischen Exkurs. »Hier gibt es zwar einen Prozess, aus dem irgendwann eine Revolution werden könnte, aber bisher leben wir immer noch in einem kapitalistischen Staat, der das Eigentum schützt. Man kann Gerechtigkeit jedoch auch auf andere Weise durchsetzen. Ein Franzose«, Andrés zitiert Proudhon, ohne den Namen zu nennen, »hat einmal davon gesprochen, dass Eigentum Diebstahl sei, denn bevor es Privatbesitz gab, war alles Gemeineigentum. Das Wichtigste ist also, dass ihr euch organisiert.« Andrés verspricht, Anwälte zu suchen, die die Besetzer kostenlos verteidigen. »Im Fall einer akuten Räumungsdrohung müsst ihr euch gegenseitig unterstützen. Das Technische Büro und die Regierung können da nichts machen. Denen sind die Hände gebunden.«

Jemand fragt, ob es für Notfälle so etwas wie ein Netzwerk zwischen den Häusern gebe. Die Frau mit dem Kind auf den Knien antwortet, dass im vergangenen Jahr ein Haus von der *Policía Metropolitana* geräumt worden sei.

Immer wieder die *Policía Metropolitana*. Für die bürgerlichen Medien ein Bollwerk des demokratischen Widerstands, für die Stadtteilorganisationen hingegen ein Synonym für Repression und Unterdrückung.

»Seitdem sind wir organisiert.«

Eine Woche später werde ich erfahren, dass es mit der Organisation doch Probleme gibt. Das angekündigte Treffen der verschiedenen Besetzergruppen fällt wegen interner Streitereien aus. Zu viele Personen beanspruchen, die eigentlichen Führer der Besetzerkoordination zu sein.

»Aber es muss doch eine Möglichkeit geben, einen richtigen Besitztitel zu bekommen«, sagt ein Mädchen, vielleicht 18. Andrés schlägt vor, die Besitzverhältnisse der verschiedenen Wohnungen und Häuser durchzugehen. Für diejenigen, die private Wohnungen besetzt haben, wird es am schwersten sein. Bei den Häusern, die dem Staat oder

der Armee gehören, sei die Sache hingegen einfacher. »Da wird man eine Lösung finden«, sagt Andrés. Auf dem Weg zur Formalisierung machen sich informelle Kontakte in den Staatsapparat bezahlt. Felix, ein mexikanischer Architekt aus unserer Gruppe, der in Rotterdam lebt, erzählt von niederländischen Regelungen zur Legalisierung von Squats. Politische Akzeptanz, sagt er, Grundrechte, die Notwendigkeit eines Dachs über dem Kopf. Schließlich bringt Aura ein Argument ins Gespräch, das mich vollends aus dem Konzept bringt. »Wir haben die Kriminalität in der Avenida Baralt besiegt. Wir haben uns auf den Balkon gestellt und geschrien, wenn jemand versucht hat, Leute unten auszurauben. Wir haben Recht und Ordnung in dieser Straße wieder hergestellt.«

Illegale Hausbesetzer als Verteidiger des Gesetzes, die mit ihrem Kampf gegen die Kriminalität nicht nur sich selbst vor Räubern schützen, sondern auch Anerkennung als Bürger der Stadt erlangen wollen. In Caracas ist wirklich alles im Fluss.

April 2002 - ein Putsch

Die Jahreswende 2001/2002: Die Chávez-Regierung kündigt die Demokratisierung der Erdöleinnahmen an und interveniert im »Staat im Staate«, in der Black Box Petróleo de Venezuela SA, dem staatlichen Erdölkonzern. Die US-Regierung zeigt sich besorgt über die ihrer Meinung nach autoritäre Entwicklung in dem südamerikanischen Land, in den venezolanischen Medien wird eine Kampagne gegen den Präsidenten gestartet. Im Februar löst Chávez den von ihm selbst eingesetzten Chef des Staatsunternehmens General Guaicaipuro Lameda nach gravierenden Meinungsverschiedenheiten wieder ab. Der Unternehmerverband FEDECAMARAS und die Gewerkschaftsführung der CTV, die schon gegen die Agrarreform mobilisiert hatten, rufen zum Generalstreik auf. Rund um die Uhr werben die Privatsender und großen Tageszeitungen jetzt für den Ausstand. Der Brigadegeneral Nestor González, ein rechter Hardliner, der lange für Contra-Guerilla-Einheiten an der kolumbianischen Grenze zuständig war, fordert die Armeespitze zum Ungehorsam auf, bleibt aber auf freiem Fuß.

11. April, morgens: Nieselregen. Die Privatsender zeigen leere Straßen und Menschen auf dem Weg zur Oppositionsdemonstration: wütende, oft sogar hasserfüllte Gesicht. Man möchte »Diktator Chávez« endlich loswerden. Im staatlichen *Canal 8* hingegen sieht

man die U-Bahn normal fahren, Gewerkschafter sich von der CTV-Führung distanzieren, Passanten erklären, dass »das alles nur eine Medienkampagne« sei. Aus den Bildern spricht eher Verzweiflung als Kampfbereitschaft.

Eine Stunde später: Hunderttausende, die sich vor der zentralen PDVSA-Verwaltung versammelt haben. Der venezolanische Journalistenverband bekennt sich zur, wie er es nennt, »politisch-parteiischen Berichterstattung«, weil nur die Medien den Kampf gegen die Regierung führen könnten. Ein Kommandant der Guardia Nacional behauptet, Chávez habe die Gewaltanwendung gegen die Opposition angeordnet. Die Kundgebung wird live übertragen: immer wieder Sprechchöre der Demonstranten gegen den Präsidenten. Gegen Mittag kündigt der Unternehmerverbandschef Pedro Carmona vor den Demonstranten an, dass man zum Regierungspalast marschieren werde.

Währenddessen auf dem staatlichen *Canal 8*: Eine Kundgebung von vielleicht 10.000 Chávez-Anhängern vor dem Palacio Miraflores. Der Bürgermeister der Stadt Caracas Freddy Bernal bezeichnet den Aufruf Carmonas als »verantwortungslos«. Der Unternehmerchef provoziere einen Zusammenstoß zwischen Anhängern der Regierung und der Opposition. Politiker der Linken rufen dazu auf, zum Palast zu kommen, im Hintergrund skandieren Leute – Hommage an das sandinistische Nicaragua – »no pasarán«. Wenig später erreicht die Oppositionsdemonstration die Innenstadt, die – noch – regierungstreue Guardia Nacional hält die Protestierenden auf Distanz. Demonstranten werfen Steine, Tränengas wird eingesetzt. Die Privatsender zeigen die Steinewerfer nicht, nur die Tränengasgranaten.

Es gibt andere Zusammenstöße, die der Bevölkerung von den Medien vorenthalten werden: Auf der Avenida Baralt, eineinhalb Straßen östlich des Präsidentenpalasts, stehen auf der Puente Llaguno Regierungsanhänger, während von Süden die dem Bürgermeister der Area Metropolitana Alfredo Peña unterstehende Policía Metropolitana vorrückt. Regierungsanhänger bauen Barrikaden, die Polizisten schießen scharf und bewegen sich in Deckung ihrer Panzerwagen. Einige Polizisten tragen, wie man bei der Auswertung der Bilder später feststellen wird, Handschuhe, um sich vor Schmauchspuren zu schützen. Der Einsatz von Schusswaffen ist der Policía Metropolitana bei Demonstrationen verboten.

Mittlerweile ist es Nachmittag. Oppositionsdemonstranten sind an der Avenida Baralt angekommen und beobachten die Scharmützel

zwischen Policia Metropolitana und Regierungsanhängern. Plötzlich brechen Menschen zusammen. 17 Tote wird es in der Umgebung des Palastes an diesem Nachmittag geben. Es sind die Ereignisse, die den Putsch legitimieren. Die der Armeeführung dazu dienen werden, ihren Ungehorsam gegenüber dem Präsidenten zu erklären. Das Privatfernsehen zeigt immer wieder die gleichen Bilder: zusammenbrechende, blutende, sterbende Demonstranten der Opposition. Und gleichzeitig: Regierungsanhänger, darunter den MVR-Gemeinderat Richard Peñalver, die mit Pistolen auf der Puente Llaguno stehen und schießen. Die Botschaft lautet: »Ein Massaker der Chavistas an einer friedlichen Demonstration«. Noch ein Jahr später werden Oppositionelle mit dem T-Shirt »Ich überlebte den 11. April« durch die besseren Viertel von Caracas laufen. Was die Kameras des Privatfernsehens einfangen, was jedoch nicht ausgestrahlt wird, ist Folgendes: Auf beiden Seiten werden Demonstranten erschossen, die 17 Toten stammen jeweils etwa zur Hälfte von beiden Seiten. Fast alle werden von oben erschossen. Die Pistolenschützen der Puente Llaguno, die man im Fernsehen sieht, befinden sich etwa 300 Meter von der Opposition entfernt. Auf diese Distanz kann man mit Handfeuerwaffen kaum noch tödliche, geschweige denn gezielte Schüsse abgeben. Die Schüsse der Regierungsanhänger gelten der Policía Metropolitana, die ihrerseits mit Waffengewalt vorrückt. Gleichzeitig stehen auf den Dächern zweier anliegender Hotels Scharfschützen. Sie, die mutmaßlichen Verantwortlichen für die Todesfälle, werden am Nachmittag von der Geheimpolizei DISIP festgenommen, jedoch wenige Stunden später unter der Putschregierung von Pedro Carmona wieder freigelassen.

Wirklichkeit wird so inszeniert, dass sie jene Bilder liefert, die man braucht, um bestimmte Handlungen in Gang zu setzen. Man sorgt für die Toten, die die Bevölkerung »gegen das Mord-Regime« mobilisieren.

Der Medienkrieg geht in die nächste Etappe. 15.15 Uhr: Präsident Chávez zwingt die Privatsender zur Übertragung einer Regierungserklärung. Die Privatmedien blenden den Präsidenten aus und zeigen zu seiner Stimme erneut die Bilder der blutenden Oppositionellen. Durch den Einsatz eines Störsenders fällt die Übertragung darüber hinaus minutenlang aus. 16.45: Der Präsident lässt die Privatsender wegen der Verletzung des Mediengesetzes abschalten. Der Staat kann als Lizenzgeber der Frequenzen die Ausstrahlung von Regierungserklärungen verlangen. Die privaten TV-Stationen sind darauf offenbar vorbereitet. Sie kehren mit Piratensendern in den Äther zurück. Gegen

18 Uhr wird ein Großteil des Personals von *Canal 8* in Anbetracht von Gewaltandrohungen durch die Opposition den staatlichen Sender verlassen. Das immer wieder von Störfrequenzen überlagerte Programm wird seinen Betrieb gegen 21 Uhr endgültig einstellen.

Die Stunde der Armeeführung schlägt. Carlos Alfonso Martínez, Generalinspekteur der Guardia Nacional, der bereits erwähnte Brigadegeneral Néstor González und andere Offiziere bereiten in Fernsehinterviews das Terrain vor. Sie fordern ihre Kollegen zum Handeln auf. Schließlich kündigt Armeekommandant Efrain Vázquez Velasco wegen der »Morde an Unschuldigen« den Gehorsam gegenüber der Regierung auf. »Dies ist kein Putsch.« Um jeden Preis soll der Eindruck einer illegalen Machtübernahme vermieden werden. Einige Monate später wird der CNN-Korrespondent Otto Neustaldt berichten, eine Probe der gleichen Erklärung der Armeeoffiziere bereits am Vormittag des 11. April gefilmt zu haben. Einer Erklärung, in der von Toten die Rede ist, als es noch gar keine Toten gegeben hatte. Kurz nach Bekanntwerden dieser Version der Ereignisse dementiert Neustaldt seine Darstellung, erklärt, missverstanden worden zu sein, und verlässt CNN.

Der Abend bricht an: Offiziere, die Chávez die Treue halten, schikken Panzerwagen in die Stadt. Es kommt aber zu keinen bewaffneten Zusammenstößen. Das Tauziehen findet zunächst fast ausschließlich in den Medien statt. Das Ziel der Putschisten besteht darin, die anderen Sicherheitskräfte davon zu überzeugen, dass es sich nicht um einen Putsch handelt, sondern um eine legitime Befehlsverweigerung. Der Rechtsbruch wird als Verteidigung des Rechts inszeniert.

Der MVR-Abgeordnete Juan Barreto versucht über eine mobile Station des staatlichen Kanals 8 zu berichten, was aus seiner Sicht in der Umgebung des Präsidentenpalasts geschehen ist. »Wir sind massakriert worden, nicht sie.« Tatsächlich waren die ersten Toten unter Regierungsanhängern zu beklagen. Doch er kann die Zusammenhänge nicht genauer erläutern. Die aufständische Guardia Nacional stellt das Staatsfernsehen ab, die Putschisten verbreiten die Behauptung, Chávez sei zurückgetreten. Der Darstellungskrieg scheint gewonnen. 22 Uhr: Nur noch ein irisches Fernsehteam (Kim Bartley und Donnada Ó Briain: The Revolution will not be televised; ihr Film ist mittlerweile auch auf ARTE und ZDF ausgestrahlt worden) ist im Präsidentenpalast. Die Regierung ist von der Kommunikation abgeschnitten. Die Armeespitze verlangt den Rücktritt von Chávez, der Präsident weigert sich nach wie vor.

12. April, kurz nach 0 Uhr. Die aufständischen Generäle stellen ein Ultimatum. Trete der Präsident nicht ab, werde man den Regierungssitz bombardieren: der offene Verweis auf Chile 1973. Um 3.30 Uhr morgens stellt sich Chávez schließlich, tritt aber nicht ab. Er rebelliert gegen die mediale Inszenierung: »Dies *ist* ein Putsch.« Der Präsident wird in die Armeebasis Fuerte Tiuna gebracht.

4.50 Uhr: Unternehmerverbandschef Carmona erklärt, Chávez sei inhaftiert. 6 Uhr morgens: In der Morgenrunde des Privatsenders *Venevisión* feiern sich die anwesenden Journalisten als Sieger über die Diktatur und geben Details preis. Einer der Moderatoren berichtet, die Erklärung von Nestor González, die erste Distanzierung eines Armeeoffiziers von der Regierung, in seinem Haus gefilmt zu haben. Der neue Tag bricht an. Im Reichenviertel Altamira feiern die Leute, Ari Fleischer, Pressesprecher der US-Administration, begrüßt den Regierungswechsel, im Präsidentenpalast vereidigt sich Pedro Carmona selbst. Alle Mandate der Linken – von dem des Staatsanwalts über die der Richter am obersten Gerichtshof und der Parlamentsabgeordneten bis hin zu denen der verschiedenen Gouverneure – werden für ungültig erklärt, die Verfassung aufgehoben und die Bolivarianische Republik Venezuelak wieder in Republik Venezuelak umbenannt.

Vormittag des 12. April: Hausdurchsuchungen und Verhaftungen beginnen, die kubanische Botschaft wird umzingelt, von Strom und Wasser abgeschnitten, das Personal bedroht und ihre Autos zertrümmert. Man sieht Leute aus den Reichenvierteln auf den Wägen der Kubaner herumspringen und Türen abreißen. Die Fratze der Revanche: »Ihr werdet hier nicht lebend herauskommen.« Leopoldo López, der zuständige Bürgermeister der Gemeinde Chacao und Führungsmitglied der von der Konrad-Adenauer-Stiftung unterstützten Partei Primero Justicia, weigert sich, die Gemeindepolizei zum Handeln zu bewegen. »Das ist eine friedliche Kundgebung gegen ein autoritäres Regime«, erklärt er dem um Hilfe ersuchenden kubanischen Botschafter. Die Kubaner sind ein besonders beliebtes Hassobjekt der Opposition. Eine der reichsten Familien Venezuelas, der Cisneros-Clan, dem der Fernsehsender Venevisión und ein gewaltiges Firmengeflecht gehören, sind Exilkubaner. Außerdem empören die venezolanische Rechte die guten Beziehungen zwischen der Chávez-Regierung und Kuba.

Doch dann geraten die Ereignisse aus der Sicht der Putschisten außer Kontrolle. Es kommt zu einer Massenrevolte gegen die Massenkommunikationsmittel: Eine Mehrheit verweigert sich der

Hegemoniemaschine. Zwar werden eine Reihe alternative Medien abgeschaltet, aber direkte Kommunikationsformen ersetzen die Politik der Repräsentation. Über das Telefonat, Internet und die motorizados - die organisierten, chavistischen Motorradfahrer, die Informationen von einem Ort der Stadt in den anderen tragen - verbreitet sich die Nachricht, dass alles ganz anders ist, als die Fernsehsender berichten. In den nächsten 40 Stunden werden sich überall dort, wo Chávez vermutet wird, meist vor Kasernen, Menschen versammeln. Ein chilenischer Exilant wird später bemerken, dass das der entscheidende Grund für die Niederschlagung des Putsches gewesen sei. Die venezolanische Bevölkerung habe, anders als in Chile 1973, den inneren Zustand der Armee erkannt. Man habe sie als gespaltene Institution begriffen. Die Versammlung von Barrio-Bewohnern, darunter viele Frauen, vor den Kasernentoren habe diesen Riss durch die Armee vertieft. Soldaten lassen sich leichter gegen bewaffnete Milizionäre in Bewegung setzen als gegen eine Menschenmenge, in der sich auch Angehörige befinden könnten.

Mittag des 12. April: Die Journalisten der Privatsender werden von ihren Chefs angewiesen, keine potenziellen Anhänger der alten Regierung mehr zu interviewen. Der Fernsehreporter Andrés Izarra erklärt das für unvereinbar mit seiner journalistischen Ethik und kündigt. Am Nachmittag wird ein erster öffentlicher Widerspruch sichtbar. Der abgesetzte Generalstaatsanwalt will eine Erklärung zu den Ereignissen abgeben. Die privaten Medien erhoffen sich die ersehnte Legitimation: »Dies war kein Putsch.« Doch der Generalstaatsanwalt legt die Journalisten herein: »Es gibt keine unterschriebene Rücktrittserklärung. Chávez ist nach wie vor der legitime amtierende Präsident.« Die Proteste auf der Straße nehmen zu. Während die Regierung Carmona ihre Amtsgeschäfte aufnimmt, schießen Policía Metropolitana und Guardia Nacional auf die Protestierenden. Mindestens 40 Tote wird es in den 48 Stunden der Putschregierung geben. Die Nacht vom 12. auf den 13. April 2002: Nur ausländische Medien berichten über die Proteste, die Privatsender sind gleichgeschaltet. In den Barrios von Caracas brennen Barrikaden, die Bewohner der Viertel verlangen »Respekt für ihre Stimmen«, und im Fernsehen sind Zeichentrickserien und Soap Operas zu sehen. Simulation totaler Normalität.

13. April, der zweite Tag des Putsches: Teile der Armee-Leitung beginnen zu zögern. Aufständische Bevölkerung und Chávez-treue Offiziere sind vor wichtigen Militärbastionen versammelt: »Bürger-Militär-Allianz«. Auch vor dem Präsidentenpalast kommen Zehn-

tausende zusammen. Es stellt sich die Frage, wie man den erneuten Umsturz organisieren kann. Die Ehrengarde weiß eine Antwort: Sie behauptet, für die Sicherheit der Regierung Carmona nicht mehr garantieren zu können und den Palast evakuieren zu müssen. Die Putschisten verlassen das Regierungsgebäude auf Stöckelschuhen bzw. in Anzügen durch die Hintertür. Bilder, die eine eigenartige Schadenfreude erzeugen. Auf dem Dach ballen Ehrengardisten unter der venezolanischen Fahne die Fäuste, und selbst eingefleischte Gegner der Militärs winken gerührt zurück.

Doch der erneute Regierungswechsel bleibt zunächst unbemerkt. Chávez ist nach wie vor verschollen, niemand weiß genau, ob er noch am Leben ist. Pedro Carmona verkündet in CNN: »Die Situation in Caracas ist völlig normal.« ›Völlig normals: Eine Kommando-Einheit erobert das Staatsfernsehen Canal 8 zurück, wütende Slum-Bewohner versammeln sich vor den Privatstationen und drohen damit, diese dem Erdboden gleichzumachen, wenn die Version der Demonstranten nicht veröffentlicht wird. Es geht nun darum, die Armee davon zu überzeugen, dass der Putsch tatsächlich ein Putsch war. Man versucht die Legalität wiederherzustellen, ist sich aber nicht sicher, wie der juristisch korrekte Ablauf ist. Schließlich wird der Vizepräsident Diosdado Cabello zum provisorischen Staatschef vereidigt. Auf der Insel, auf der Chávez mittlerweile gefangen gehalten wird - die Putschisten verlegen ihn von einer Militärbastion zur nächsten, weil er überall auf Unterstützer trifft -, landet währenddessen eine Maschine mit US-Kennzeichen. Es kursieren Gerüchte, wonach Chávez umgebracht werden soll, was für die Bewegung, die wesentlich von ihrem Caudillo zusammengehalten wird, unkalkulierbare Folgen hätte. Alles steht auf der Kippe. Erst im Morgengrauen des 14. April wird Chávez aus der Militär-Haft befreit, zwischen drei und vier Uhr morgens kehrt er in einem Hubschrauber nach Caracas zurück.

Ein Putsch ist vorüber, der in vieler Hinsicht wie eine Wiederholung von Chile wirkt und sich doch in einem Punkt ganz anders darstellt. Handlungen sind so inszeniert worden, dass sie jene Bilder lieferten, die man brauchte, um neue Handlungen in Gang zu setzen. Ein Putsch, in dessen strategischem Zentrum das Bild stand.

Die US-Regierung erklärt – die Enttäuschung ist nicht zu überhören –, man hoffe, dass Chávez die Lektion verstanden habe. Die Putschisten bleiben unbestraft oder gehen ins Exil nach Kolumbien, in die USA und nach Costa Rica.

Black Panther Party

Sonntag - Tag der Pferdewetten. Am Boccia-Platz hinter Block 18 sitzen die Männer neben einem Kiosk im Schatten und trinken Bier: eisgekühltes Polar, fast gefroren. Fernseher und Radio laufen. Ein paar Meter weiter steht ein Schwarzer in einem hellen Kragenhemd und mit Brille neben einem Bürotisch. Vor ihm liegen eine Liste, ein Taschenrechner, ein kleines Radio. Es ist sehr heiß, wieder einmal. Wir blicken direkt auf die Müllrampe hinüber, zwischen den Containern hüpfen Geier herum. Vom Sportplatz neben Block 18 dringen Rufe von Futbolito spielenden Jugendlichen herüber, die Männerrunde am Nebentisch ist mit Domino beschäftigt. Laute Schreie, Streit, das Klackern der Steine auf dem Brett. Heftchen werden herumgereicht. Dünnes, graues, eng bedrucktes Papier wie ein Kreuzworträtselheft. Ein bierbäuchiger Mann in einem brasilianischen Fußball-Shirt mit dem Aufdruck Romario erklärt mir die Abkürzungen. Auf jeder Seite ist eine Liste mit Namen, letzten Rennabschlüssen, Jockey, Gestüt und Wett-Tipp abgedruckt. Für das 14-Uhr-Rennen empfiehlt der Mann Racing Star. Um 15 Uhr sei Canaima der Negativ-Tipp. Juan, unser Freund von der Stadtteilorganisation, geht eine Runde Bier holen. Wir müssen anstoßen, obwohl die anderen Flaschen noch nicht leer getrunken sind. Eine Gruppe Männer spielt sich auf dem Boccia-Platz warm. Zum Klackern der Domino-Steine kommt nun auch noch das der bola criolla, der fast honigmelonengroßen Metallkugeln. Plötzlich gibt jemand ein Zeichen. Der Mann im Kragenhemd am Bürotisch blickt konzentriert auf seine Zettel. Der Kiosk-Wirt dreht das Radio laut. Die Männer am Domino-Tisch wenden sich ab. Alle Aufmerksamkeit gilt nun dem Kofferradio am Tresen. Zunächst verstehe ich kaum, was der Sprecher sagt. Erst als seine Stimme lauter und gehetzter wird, merke ich, dass es Pferdenamen sind. Die Männer vom Domino-Tisch beginnen, nervös Zeige- und Mittelfinger aneinander zu schnippen. Der Bierbäuchige mit dem Romario-Hemd lehnt sich über sein Wettheftchen und nickt zustimmend zu den Ansagen des Radiosprechers. Die Spannung steigt. Anfeuernde Rufe, die Männer kneifen ihre Augen zusammen, der Sprecher wird noch schneller und lauter. Die Pferde in der Rennbahn scheinen auf der Zielgerade anzukommen. Juan, der sich fürs Wetten nicht interessiert, sagt, dass man von warmem Bier Schluckauf bekomme. Sabine schiebt ihr angetrunkenes Polar zur Seite und greift nach der vollen, kalten Flasche. Margarita, Margaritaaa, tönt es aus dem Kofferradio. Einer der Männer vom Domino-Tisch steigt auf seinen Stuhl, lehnt sich über das Radio und schnippt noch schneller mit den Fingern. *Margaritaal*, sagt der Sprecher langgezogen. *Margaritaal*, *Margaritaal*, wiederholt der Mann auf dem Stuhl lustvoll. *Margaritaal*! seufzt der Radiosprecher erschöpft. Die Tiere sind im Ziel. Der Bierbäuchige im Romario-Hemd legt seine Stirn in Falten. Die Männer am Domino-Tisch wenden sich wieder ihrem Spiel zu, der Mann auf dem Stuhl ballt die Faust und geht lächelnd zu dem Schwarzen am Bürotisch, um zu kassieren. Auf dem Boccia-Platz wirft jemand die führende Kugel aus zehn Meter Entfernung mit einem lauten Klacken aus dem Spiel.

Juan stellt uns einen Mann mit Krücken vor. Ich nehme das zum Anlass, um die nächste Runde zu holen. Als ich zurückkomme, erzählt Juan, dass der Mann mit den Krücken eine Pistolenkugel im Rücken hat. Der Mann neben uns, der sich bisher nur für sein Heftchen zu interessieren schien, wirft ein, dass vor ein paar Jahren 28 Leute aus dem 23 de Enero nach Kuba gefahren seien, »als Brigade«. Der Compañero mit den Krücken – damals noch ohne Kugel im Rücken – sei auch mit dabei gewesen. »Wir wollten unsere Solidarität zeigen. Unsere symbolische Solidarität«, sagt der Mann. »In den Zeitungen haben sie geschrieben, wir seien militärisch ausgebildet worden. Dabei haben wir nur Kartoffeln gepflanzt.« Er zuckt mit den Achseln. »Das Übliche.«

Ich bin verwundert. Seit über einem Monat bin ich regelmäßig im 23 de Enero. Aber immer noch habe ich Schwierigkeiten, dieses Viertel zu verstehen. Jedes Mal, wenn ich glaube, seine Struktur zu begreifen, stelle ich fest, dass ich mich getäuscht habe.

Am Vormittag wollten wir zu Pater Coro in die Messe. Als wir ankommen, heißt es, es habe nachts eine Schießerei neben der franziskanischen Gemeinde gegeben – die Kirche liegt unmittelbar neben den vom Drogenhandel kontrollierten Blocks – und die Leute, die uns begleiten wollten, schliefen noch. Ein Nachbar bringt mich zu Pibe, dem Argentinier. Er erzählt, dass er erst gegen vier Uhr morgens ins Bett gekommen seien, weil sie nach dem Rechten schauen mussten. Es sei nicht gut, Richtung Kirche zu gehen. Wir kehren zum Lokal der Stadtteilorganisation zurück, die Messe fällt aus, aber man lädt uns zu einer *Bailoterapia* ein – ich habe keine Ahnung, was das ist. Ein befreundeter Busfahrer fährt uns, an die zehn Leute, zu einer frisch renovierten Halle. Nach eineinhalb Stunden beginnt die angekündigte Vorführung. Eine Aerobic-Nummer. Eine dicke Frau in einem engen Stretch-Kostüm mimt die Animateurin, 30 Frauen

tanzen nach. Die Männer lehnen währenddessen betont entspannt am Geländer und schauen zu. Das Gefühl, in Brooklyn oder Puerto Rico zu sein. US-Schlitten aus den 70er Jahren, klassischer Salsa, der Blick auf die Sozialbaublocks. Die Sonne steht mittlerweile fast senkrecht. Nach ein paar Songs gesellt sich ein Transvestit zu den Frauen. Lange Haare, geschminkt, das Hemd am rasierten Bauchnabel geknotet, sehr feminine Bewegungen. Eine von den Vortänzerinnen. Sie unterhält sich mit den herumstehenden Nachbarn. Keine besondere Distanz zu spüren. Nur Pibe sagt, dass ihm das zwar egal sei, aber man bei so hübschen Frauen eigentlich keine verkleideten Schwulen brauche. Pibe, der Revolutionär.

Nach der Aerobic-Vorstellung kommen Sabine und Helmut noch eine Stunde mit zum Wetten. Wir trinken Bier und verlieren beim 14-Uhr-Rennen mit beiden Tipps. Schließlich gehen auch die zwei Wiener. Juan nimmt mich mit in den oberen Teil des 23 de Enero, dorthin, wo am Vorabend die Schießerei war, zum Block der sieben Machos, von denen mittlerweile sechs tot sind. Ein weiterer Kiosk, an dem man wetten kann. Etwas verborgener. Eigentlich ist das Glücksspiel illegal, aber wenn Polizisten hier vorbeischauen, dann nur um Schmiergeld zu kassieren oder selbst zu setzen. Juan stellt mir Robert vor, einen Mann mit einem breiten Gesicht und einer bogenförmig hochgezogenen Oberlippe, die die Schneidezähne frei legt. Robert war vier Jahre im Knast, »normale Kriminalität«, sagt Juan. Robert ist der Leader dieser Blocks. Von hier sind es nur wenige Schritte zur franziskanischen Gemeinde und zum Liceo Manuel Palacio Fajardo. Ich frage Robert, wie sie sich bewegen. Hier oben, wo der Drogenhandel und korrupte Beamte der Policía Metropolitana das Sagen haben. Vorsichtig, antwortet er. Man müsse sich den Respekt bisweilen erobern. Nur wenige Community-Leader könnten es sich hier leisten, ungeschützt herumzulaufen. »Alle anderen brauchen Waffen.« Wir werden unterbrochen. Ein 17-jähriges Mädchen nimmt Robert zur Seite. Es sieht aus, als bitte sie ihn um Rat. Offensichtlich halten ihn die Nachbarn auch in persönlichen Angelegenheiten für eine Autoritätsperson.

Ich frage Juan, er steht immer noch neben mir, ob sich so eine Politik nicht verselbstständigen würde. Die Politik der Waffen. Er nickt und sagt dann doch nur: »Vielleicht. Aber es gibt auch keine Alternative.« Ich denke: Black Panther Party. Am ehesten mit den Ursprüngen der Black Panther Party vergleichbar. Die Verbindung von einer auf den Stadtteil fokussierten Arbeit, Basissozialität und Bewaffnung war

ein Charakteristikum der afroamerikanischen Organisation in den 1970er Jahren. Das Mädchen geht, Robert kommt zu uns zurück. Ich frage ihn, ob er wisse, was es mit der Straßenschlacht vor dem Liceo vergangene Woche auf sich hatte. Er nickt: »Zur Erinnerung.« Zur Erinnerung an einen Toten. Den Namen verstehe ich nicht. Die Schüler seien zu ihm gekommen, um ihn um Erlaubnis zu bitten.

Ich überlege, wie man das jemandem in Europa oder auch nur Altamira erklären will, ohne die üblichen Assoziationsketten in Gang zu setzen. Die Assoziationsketten der Ghetto-/Favela-Gewalt.

Los Roques

Drei Tage Ausflug, endlich einmal raus aus Caracas. Neben den Propellern erstreckt sich das Archipel: Hunderte von langgestreckten Inseln mit vorgelagerten Korallenriffs und türkisblauem Wasser. Die Cayos von Los Roques bilden eine Art Rechteck von 20 Kilometer Durchmesser. Im Sinkflug entdeckt man Details: ein schmaler Streifen Mangroven, Hütten, ein Schiff. Dann setzt die Maschine auf. Holpriger, aufgeweichter Asphalt.

Wir steigen aus der Maschine und blicken, 170 Kilometer vom Festland entfernt, auf die einzige Erhebung weit und breit: einen zweiköpfigen, kahlen Felsen. Gran Roque. Die Insel ist kaum bewachsen. Kakteen, hellgrüne salzwasserresistente Kriechpflanzen, Dornengestrüpp. Die Wolken über uns sehen bleigrau aus, die Luft ist schwer, feucht und klebrig wie Sirup. Wir stellen uns in die Schlange vor dem Parkwärterhäuschen, bezahlen eine Ferienparadiesgebühr und betreten Disneyland. Ich bin froh, dass die Sonne nicht scheint. Man käme sich noch mehr wie der Bewohner eines Neckermannkatalogs vor. Die 2.000-Einwohner-Siedlung von Gran Roque besteht zum größeren Teil aus Restaurants und kleinen, bunten Hotels mit den dazu gehörigen Inneneinrichtungen: rustikal / Fischer / Pirat / heimelig. Nur eine einzige, die vom Strand am weitesten entfernte Häuserzeile ist anders. Vor einer gelb gestrichenen, sich über 200, 300 Meter hinziehenden Anlage sitzen ein Dutzend dunkelhäutiger Frauen mit ihren Kindern am Boden und spielen Bingo.

»Sozialer Wohnungsbau«, erklärt uns eine Anwohnerin. »Die meisten Leute hier haben ihre Hütten an Pensionsbesitzer verkauft, neue Häuser darf man nicht bauen, weil Gran Roque ein Naturpark ist. Da hat die Regierung diese Sozialsiedlung hingestellt. Die Leute dürfen sie bewohnen, aber sie gehört ihnen nicht.«

Ich möchte auf der Felseninsel bleiben. Wenn schon Urlaubskatalog, dann wenigstens mit einem Rest Bezug zur Wirklichkeit. Doch die tollen Sandstrände, heißt es, seien woanders. Wir setzen also zur Nachbarinsel Francisqui über, eine Viertelstunde Fahrt mit dem Motorboot entfernt. Die Sonne bricht durch die Wolkendecke, das Weiß des Sandes blendet sofort. Schmerzen in den Augen. Wir stellen unsere Zelte unter die einzigen drei Bäume der Insel. Es wird schnell erbarmungslos heiß, es gibt kaum Schatten und kein Trinkwasser. Das Einzige, was man tun kann, ist warten, dass es wieder Abend wird.

Ab Mittag wird uns das ganze Ausmaß der globalen Klassenverhältnisse vor Augen geführt: eine einheimische Familie, die auf Gran Roques als Fischer lebt, eine italienische Reisegruppe, deutsche Individual-und-doch-Pauschaltouristen sowie venezolanische Superreiche setzen für einige Stunden über. Mit Gefrierboxen, Kassettenrecordern und Strandstühlen, die man für einen Aufpreis bei den Bootsbesitzern mieten kann, fallen sie über die Insel her. Etwa zeitgleich legen außerdem ein Dutzend Yachten an. Zwischen einer und fünf Millionen Dollar kostet ein einziges der Schiffe, mit denen man in fünf Stunden das Festland bei Caracas erreicht. Allein an unserem 200 Meter langen Strandabschnitt liegen an diesem Tag Mobilien im Wert von 40 Millionen Dollar vor Anker. Die Yacht-Reisenden haben Stewards dabei, Bedienstete, die ihnen Cocktails servieren und die Kühlboxen tragen. Die Inhaber sitzen im Schatten und trinken. Ein irres Geräusch - die Eiswürfel klickern einschläfernd im Glas wie in La Ciénaga, dem Film von Lucrezia Martel: Eine mittlere Landbesitzerfamilie im tropischen Norden Argentiniens zerfällt und gibt sich saufend ihrem Schicksal hin. Eine untergehende Schicht. Eine Metapher: Im Argentinien des Jahres 2001 stürzen die Mittelschichten in den Abgrund, und zumindest bei Lucrezia Martel reagieren sie nicht. Sie lamentieren über ihre Probleme und werfen immer neue Eiswürfel in die stets gefüllten Rotweingläser.

Die Assoziation ist insofern nicht ganz stimmig, als die venezolanischen Yacht-Besitzer trotz Chávez-Regierung, über den auch an diesem Strandabschnitt ununterbrochen gelästert wird, weit davon entfernt sind unterzugehen. Sie haben starke Verbündete im Ausland und sind ja auch nicht Mittelschicht. Und doch ist da dieses charakteristische Geräusch, ein Klang von Müdigkeit und Rückzug.

Als wir vier Tage später auf die Hauptinsel zurückfahren, schießt mir ein bombastisches Zitat durch den Kopf: »Herzlich willkommen in der Wüste des Realen.« In diesem Fall ist die etwas realere Wüste

dem Neckermann-Disneyland auf jeden Fall vorzuziehen – schon allein wegen ein paar Schatten spendender Dächer. Zurück in Caracas werde ich zu Andrés sagen, dass Los Roques nicht wegen der Natur so beliebt ist – in Venezuela gibt es schönere Strände –, sondern weil man dort Urlaub machen kann, ohne dem Plebs zu begegnen.

»Man sieht die Armen nicht.«

»Man sieht Arme«, widerspricht er, »aber pittoresk. Fischer mit wettergegerbten Gesichtern.«

Zurück in Caracas kaufe ich mir eine Flasche Wein und werfe Eiswürfel ins Glas.

Städtische Gärten, Up-Grading

Es regnet immer noch zu wenig, die Hitze wird jeden Tag drückender. Wenn im Büro die Klimaanlage läuft, versteht man sein eigenes Wort nicht. Man hat die Wahl zwischen Schwüle und Lärm. Einige sind krank, bei allen merkt man, dass sich Rhythmus und Zeitgefühl verändert haben. Die Bewegungen sind spürbar langsamer geworden.

Ich fahre mit drei Architekten aus dem Projekt nach La Vega. Sie wollen mit den Bewohnern über Anwendungsmöglichkeiten alternativer Technik sprechen. Auf dem Weg steigen wir am Parque Central aus. Vor ein paar Wochen hat die Regierung hier ein Pilotprojekt begonnen: städtische Gemüsegärten. Venezuela, das 60 Prozent seiner Lebensmittel importiert und wo als Folge des Erdölbooms die Verstädterung noch weiter fortgeschritten ist als in den lateinamerikanischen Nachbarstaaten – weniger als zehn Prozent der Venezolaner leben auf dem Land –, müsse endlich wieder zum Lebensmittelselbstversorger werden. Weil wohl nur ein kleiner Teil der städtischen Bevölkerung im Rahmen des staatlichen Rückkehrprogramms aufs Land gehen wird, fördert die Regierung nun städtische Kleingärten. Die Bevölkerung wird mit Krediten ermuntert, Agrarkooperativen zu gründen, Brachland am Stadtrand zu bewirtschaften und Gemüse anzubauen.

Die Opposition kocht, denn das Projekt orientiert sich an kubanischen und senegalesischen Modellversuchen. Ausgerechnet an kubanischen und senegalesischen Modellen! Der Anbau von Subsistenzprodukten sei ein Rückfall ins vorindustrielle Zeitalter, heißt es in den bürgerlichen Medien. Und: Mit der Errichtung der Gärten sollten die hier übernachtenden Bettler vertrieben werden. Ausgerechnet El Nacional, Kampfblatt der Opposition, sorgt sich um die Bettler. Als hätte die Stadtverwaltung der von der Opposition regierten Area

Metropolitana nicht ursprünglich vorgehabt, auf der gleichen Fläche ein Shopping-Center zu errichten.

Wenn man an der Station *Bellas Artes* aus dem U-Bahn-Schacht kommt und zum Parque Central hinüberschaut, ist der erste Eindruck überwältigend. Ein Anblick wie aus einem Science-Fiction-Film: Von der U-Bahn führt ein überdachter Gang zu mehreren, an zwei Seiten angeschrägten 40-stöckigen Hochhauskomplexen. Die Fenster der Wohnungen und Büros sehen von unten winzig klein aus und wirklich sind die Innenräume, zumindest in den unteren Stockwerken, alles andere als hell. Der Unterschied zu *Blade Runner* besteht darin, dass es hier anders als im Film eher selten regnet. Neben den Hochhäusern stehen zwei verglaste, in 80er-Jahre-Ästhetik gehaltene Rundtürme, vor denen wiederum die Avenida Bolívar verläuft, eine vierspurige Straße, die einst als Prachtpromenade angelegt wurde und im Westen auf den Justizpalast zuläuft, ein weiteres bombastisches, wegen der Krise jedoch nie fertig gestelltes Gebäude.

Der an allem nagende Verfall: Die Avenida ist nur noch eine Schnellstraße mit schlecht funktionierenden Ampeln, auf den Brachflächen campieren Obdachlose, eine Bauruine steht verloren im Staub.

Ich suche einen Biologiestudenten, den ich vor ein paar Tagen kennen gelernt habe. Ein Arbeiter antwortet schlecht gelaunt, dass »von den Ingenieuren« niemand hier sei. Ein wenig ratlos bleiben wir am Rand stehen und betrachten die Bauarbeiten. Carlos, der Student, hat mir die Anlage der Gärten vor ein paar Tagen erklärt. In der Mitte installiere man einen Brunnen, um den ringförmig Beete angelegt würden. Jeweils ein Ring Salat und einer rote Paprika, so würden die Gärten zu einem Bild, das man aus den Hochhäusern betrachten kann: farbige Kreise direkt vor dem *Caracas Hilton*.

Eine Kooperative von 17 Mitgliedern, darunter auch Carlos, wird die Beete bebauen. 40 Tonnen Gemüse wollen sie im Trimester ernten, und wirklich wird schon einige Wochen später in einem kleinen Kooperativgeschäft direkt vor dem *Caracas Hilton* Gemüse verkauft werden. Damit die Beete niemand zerstört, wird das Gelände eingezäunt. Bauarbeiter stellen neben uns Metallrohre auf. Der Blick des neugierigen Beobachters, der in diesen Beete etwas Anderes sieht als die meisten der hier angestellten Arbeiter: ein Exempel, ökologische Urbanistik, ein Symbol. Für die Arbeiter hingegen einfach einer jener knapper werdenden Jobs. Die Wirtschaftskrise verschärft sich seit dem Erdölstreik der Opposition, der Venezuela Einnahmeausfälle in Höhe

von fünf bis sieben Milliarden US-Dollar beschert hat, von Monat zu Monat. Unfreundlich schieben sie uns zur Seite. Von Carlos nach wie vor keine Spur.

Der Durchgang zum Parque Central ist wie die ganze Innenstadt von den *buhoneros* in Besitz genommen. Räucherstäbchen, Kleider, Bücher, CDs. Guy, der festgestellt hat, dass DVDs hier viel billiger sind als in Kanada – Raubkopien –, macht sich auf die Suche nach Filmen; Liyat aus Israel braucht einfach nur einen Schreibblock. Ich bleibe mit Marijetica, der Slowenin, sitzen, die die Gartenanlage lobt. In Kairo, sagt sie, gebe es ein Projekt, den Anbau auf Hausdächern zu fördern. Marijetica begeistert sich für lokale, vom Staat unabhängige Eigeninitiative. Ich finde ihre Haltung eher idiotisch. Nachdem die Landwirtschaft Lateinamerikas erst durch Wohlstandsversprechen, Großgrundbesitz und Agrarindustrie kaputt gemacht wurde, erzählen internationale Entwicklungsagenturen den ehemaligen Bauern nun, ein bisschen individueller Lebensmittelanbau in der Stadt sei doch gar nicht schlecht.

Eine Venezolanerin tritt auf uns zu. Ich bin bisher von den Gemüsegärten nicht besonders überzeugt gewesen. Mir hat nicht eingeleuchtet, warum in einer Stadt, die sowieso kaum über öffentlich zugängliche Räume verfügt, für viel Geld Beete angelegt werden müssen, die man dann einzäunt, damit sie nicht zerstört werden. Doch nun beginnt die Fremde uns Fragen zum Projekt zu stellen. Sie will in ihrer Stadt ein ähnliches Projekt starten. Wir antworten, dass wir selbst nur Besucher seien. Ein weiterer Mann stößt zu uns. Aus Petare, einem Barrio im Osten Caracas'. Auch er hält uns für Ingenieure. Die Bedeutung der Hautfarbe.

»Neben der Autobahn bei uns gibt es einen unbebauten Grünstreifen. Darauf wollen wir pflanzen. Wir müssen produktiv werden.«

»Wir können nicht darauf warten, dass der Staat alles löst.«

»Wir müssen die Sachen selbst in die Hand nehmen.«

»Initiative«, stimmt die Frau zu. »Initiative des Volkes.«

»Dafür wollen wir Geld.«

Vom Staat, denke ich.

»Die Kinder können in den Gärten lernen, sich um etwas zu kümmern. Meine Kinder gießen jeden Morgen die Pflanzen.«

Zwei weitere Passanten kommen auf uns zu. Auch sie möchten erklärt bekommen, was wir selbst nicht genau wissen.

Eine Schnittstelle: Pädagogik, Urbanistik, Kunst in einem öffentlichen Raum. Das vorherrschende ökonomische Modell wird in Frage

gestellt und die Autonomie gegenüber den Nahrungsmittelkonzernen zum Thema gemacht. Ein politisches Salat-Paprika-Beet. Ich beginne zu kapieren.

Las Filas, ein Bergkamm und eine der ärmsten Gegenden von La Vega. Wir steigen zu Fuß hinauf, 20 Minuten von der nächstgelegenen Straße entfernt. Auf dem Weg, es ist staubig, stehen ein paar Pinien, die letzten übrig gebliebenen Bäume im Viertel. Die Häuser sind auf Fels gebaut. Auf der einen Seite geht es steil hinunter. Auch hier haben die Bewohner gepflanzt. Einige Obstbäume, andere Bäume nur, um Schatten zu spenden oder die Erosion zu stoppen. In einigen Wochen werden zwei weitere Hektar für den Lebensmittelanbau hinzukommen. Das gleiche Projekt wie in Bellas Artes.

Wir blicken auf die Stadt hinab. Am Fuß des Felsens liegen Mülltüten. Es ist mühselig, den Abfall zum Container hinunterzutragen, wenn es keine Straße, nicht einmal einen befestigten Weg gibt. Warmer, trockener Wind.

Wir bleiben vor dem Haus einer alten Frau stehen. *Abuela*, sagen unsere beiden Begleiter: Roberto und Tanja, zwei Geschwister um die 30. Sie haben die Landkomitees in dieser Gegend mitgegründet. Die Frage, ob die Alte ihr Gewicht in der letzten Woche habe halten können, wie es ihr gehe, wann die beiden sie zum Arzt begleiten sollen. »Arzt? Ich will nicht zum Arzt!«

Ich denke: Sozialarbeit und politisches Projekt. Roberto, dunkle Haut, helle Augen, erklärt: »Es gibt eine Kantine für Bedürftige. Im unteren Teil von La Vega. *Abuela* geht da essen. Aber der Weg ist zu anstrengend für sie. Da verliert sie das ganze Gewicht wieder. Wir brauchen eine Kantine hier oben. Das müssen wir schaffen.«

»Eine Kantine? Bezahlt von wem?«

»Die Regierung stellt die Lebensmittel und die Stadtteilorganisationen die Arbeitskraft.«

»Und wie oft?«

»Jeden Tag.«

Ein neues Verhältnis zwischen Staat und *Communities*, hat Andrés vor einigen Tagen gesagt, zeichne sich dadurch aus, dass Selbstregierung und Eigeninitiative gefördert werden, ohne die gesamtgesellschaftliche Verantwortung zu leugnen. In den vergangenen Jahren hat es um die Frage einen heftigen Streit in der venezolanischen Linken

gegeben. Als die Galionsfigur der Linksradikalen, Carlos Lanz, Berater im Erziehungsministerium wurde, hat man die Selbstverwaltung von Schulen propagiert. Viele Anhänger der linkssozialdemokratischen Regierungsparteien kritisierten das als neoliberale Politik, als Abwälzung der Verantwortung auf die Bevölkerung. Dahinter steht die prinzipielle Frage, wie eine linke Staatskritik aussehen kann, die der neoliberalen Entstaatlichung nicht das Wort redet.

Tanja ruft uns in das Haus der Alten. Hinter der Tür sitzt ein Papagei auf einer Schaukel. Lehmboden, ein rostiges Blechdach, zerfressene Schaumstoffmöbel. Armut ist alles andere als pittoresk, sie ist deprimierend. Die Alte lebe seit 30 Jahren in Caracas, erzählt Tanja. »Wo kommen Sie her, Großmutter?« »Aus Sucre.« Seltsam. Alle scheinen aus Sucre zu kommen. »Und haben Sie da noch Familie?« »Nein, sie sind alle hier.«

Wir lassen uns von der Großmutter etwas über Naturheilmedizin erklären, sie versteht einiges von Kräutern und Salben, macht aus Marihuana, Schnaps und Öl einen Balsam für die Muskeln. Nach einer Viertelstunde gehen wir weiter. Vor dem höchstgelegenen Haus treffen wir die Sprecher des Viertels. Bauarbeiter. Diejenigen, die Caracas zweimal erbaut haben, wie Franciscos Vater vor ein paar Wochen eher lakonisch als selbstbewusst bemerkt hat – die Innenstadt tagsüber, die Barrios nachts. Die Architekten aus unserem Projekt stellen ihre Idee vor. Man wolle keine finanzielle Unterstützung leisten, sondern Wissen austauschen, leicht anwendbare Technologien vermitteln: Regenwasserspeicherung, Komposttoilette, alternative Energieversorgung. Man wolle Dinge an einem Haus ausprobieren. Was sich als praktikabel erweise, könnten die Leute selbst nachbauen.

Die Frage, was die Bewohner in Las Filas überhaupt bräuchten.

Strom sei kein Problem, antworten sie, Strom bekämen sie von den Elektrizitätswerken. Wenn sie sich auch in dieser Hinsicht noch selbst versorgen würden, wozu wäre der Staat dann noch gut?

»Und Warmwasser?«

»Wozu brauchen wir Warmwasser?«

Hätte man selbst drauf kommen können.

Bleiben Trink- und Abwasser. »Bei den Häusern hangabwärts verrutschen die Mauern wegen undichter Abwasserrohre ... Erosion.«

»Komposttoiletten«, sagt jemand. »Man verbraucht kein Trinkwasser und benötigt keine Kanalisation.«

Wir blicken auf den Hang. Die Mauer eines Nachbarn ist bereits einen Viertelmeter verschoben. »Und Bambus«, fällt Guy, dem Kana-

dier, ein. »Bambus filtert Abwasser. Und man kann es als Baumaterial verwenden.«

Ich frage mich, was das soll. Trockentoiletten, Bambussträucher. Ideen von außen herantragen, damit diejenigen, die am wenigsten Ressourcen verbrauchen, noch stärker sparen. Andererseits lautet eines der Prinzipien der ›bolivarianischen Revolution‹, eigenständige Entwicklungswege einzuschlagen. Traditionelle Medizin soll wiederentdeckt werden, der alternative Kooperativanbau wird gefördert, man legt Gemüsegärten in der Innenstadt an. Warum sollte man nicht auch Bambusfilterung oder Komposttoiletten ausprobieren?

Auf dem Abstieg laden uns Roberto und Tanja zu sich nach Hause ein. Zufällig kommt Andrés vorbei. Andrés, die Organisationsmaschine. Wir diskutieren über das Dekret zur Regularisierung städtischen Landes. Andrés hat den Gesetzesentwurf mit entwickelt – als Vertreter einer Stadtteilorganisation. Er erklärt uns Aspekte, die wir nicht verstanden haben. Zwei Mädchen betreten das Zimmer, das gleichzeitig Vorraum des Hauses, Küche und Wohnzimmer ist. Sie kommen vom Musikunterricht – Tanjas Töchter, elf und neun Jahre alt. Ihre ältere Tochter spielt Geige, die kleine Querflöte. Sie packen ihre Instrumente aus, wir bekommen Telemann und Vivaldi zu hören. »Opus 2 für Streichorchester«, sagt eines der Mädchen. Ich muss lächeln. Ein Haus in einem Barrio: vier Räume für zehn Personen, vor der Haustür ein kaputtes Abwasserrohr; zwei venezolanische Kinder erklären uns die europäische Barockmusik.

Als die Sonne untergegangen ist, setzen wir uns vor einem nah gelegenen Laden auf einen Randstein und trinken Bier. Die venezolanischen Ober- und Mittelschichten halten die Armenviertel ihrer Stadt für No-Go-Areas. Die Wahrheit ist: Es ist schwerer, aus den Barrios herauszukommen als sie zu betreten. Die Leute lassen einen nicht heimgehen; immer wenn man aufstehen will, wird man auf ein nächstes Bier eingeladen.

Der Blick über das Tal. Glitzerndes Licht an den Hängen. Zufällig treffen wir Bekannte: einen alten Kommunisten, der im Bergbauministerium arbeitet, Freunde von Tanja, eine Frau von den Bolivarianischen Zirkeln. Das erste Mitglied der bei den Reichen so gefürchteten Gruppe, das mir persönlich begegnet. An ihrem Strandhut prangt ein Anstecker der brasilianischen Arbeiterpartei PT. Die Frau selbst wirkt gemütlich. Sie habe als Lehrerin auf Margarita gearbeitet. »Touristeninsel«, sagt sie, »kann man nur Urlaub machen.« Nach dem Putschversuch im April 2002 habe sie begriffen,

dass man Verantwortung übernehmen müsse. Sie ist nach Caracas zurückgekehrt. »Ich bin Promotorin für den Aufbau von Kooperativen.« Wenn das die Sturmtruppen von Chávez sind, denke ich, wird die Offensive eher höflich ausfallen. Die Frau stößt mit uns an. Das Bier ist eiskalt, wieder einmal leicht gefroren. Schließlich kommt auch Carlos noch zufällig vorbei, der Student, den wir am Mittag gesucht haben. Mit einiger Verspätung bekommen wir die Informationen über die städtischen Gärten doch noch. Felix aus Mexiko fragt, ob man die Anlage tatsächlich einzäunen wolle. »Das ist Zerstörung öffentlichen Raums«, sagt er, »Privatisierung durch die Hintertür.« Zumindest tagsüber sollten die Gärten offen sein. Carlos blickt ihn nachdenklich an. Er hat noch nicht darüber nachgedacht. »Warum kommt ihr nicht vorbei, und wir diskutieren mit dem Ingenieur?«

HipHops

Chacao: Der Gemeinderat hat an der Ecke der 5. Avenida, an der immer Skater und Punker herumhängen, d.h. Jugendliche, die sich anziehen wie Skater und Punker, ein kleines HipHop-Konzert organisiert. M. und ich bleiben stehen. Eine Crew von drei, vier Leuten rappt in den üblichen Klamotten. Davor haben sich etwa 100 Jugendliche versammelt, viele mit Skateboards unter dem Arm. Mir fällt das Gespräch mit Coro, dem Franziskaner, über dominante und beigenes Kultur wieder ein.

»Plástico«, sagt M. Sie scheint das Gleiche gedacht zu haben. Es gibt ein Lied von Ruben Blades: »Gente de Plástico«, Plastikleute, heißt es darin. Ruben Blades, neben Willie Colón und Hector Lavoe einer der großen Erzähler des Salsa, singt über Leute, an denen nichts echt wirkt.

Aber was heißt schon >echt<?

Das Problem am Gestus dieser Leute ist nicht, dass er gekünstelt, sondern komplett sinnentleert ist. Jugendliche, die ihre Altersgenossen aus den Barrios als bedrohliche Masse erleben, als *turba*, den Mob, haben viel Geld investiert, um wie Leute aus nordamerikanischen Armutssiedlungen auszusehen – allerdings frisch gewaschen. Das kulturindustriell in-Wert-gesetzte Subalterne wird von Oberschichtsangehörigen eines subalternen Staates imitiert, die sich davon Authentizität versprechen. Authentizität und Zugehörigkeit zu einer dominanten Kultur. Was für ein absurder, verschachtelter Prozess.

Calle de la Justicia

Los Encantos: M. diskutiert auf dem Balkon mit Francisco, Liyat und einem Nachbarn über den Palästina-Konflikt. Wir anderen sitzen an einem Tisch im Wohnzimmer. Die Männer spielen Domino. Klakkernde Steine. Die Frau, die uns vor einigen Wochen zur Fischsuppe eingeladen hat, erzählt, dass die Gasse vor dem Haus »die Straße der Gerechtigkeit« genannt wird. Calle de la Justicia. »Weil hier für Gerechtigkeit gesorgt worden ist. Da draußen«, sie zeigt auf eine Stelle neben der Kloake, »da haben sie den Typen hingerichtet.«

»Allí fue ajusticiado.«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich richtig verstanden habe.

»Ein Gauner. Kriminell. Ein mieser Typ.«

Ich schaue mich um. Ein wenig verzweifelt. Der Familienvater, ein weißhaariger, stämmiger Mann um die 50 merkt, was ich denke: »Was sollen wir machen? Der hat geraubt, Leute bedroht, Frauen und Männer vergewaltigt.«

»Männer auch?«, erkundigt sich Pedro sachlich. Er kommt aus Kolumbien.

»Der Typ hat das ganze Viertel terrorisiert. Da haben wir ihm eine Kugel verpasst.«

»Einfach umgebracht?«

»Der Typ hat nicht hören wollen«, redet der Familienvater weiter. »Die Polizei kommt nicht hierher. In den Barrios müssen wir uns selbst um so was kümmern.«

In Sangre Ajena erzählt der Schriftsteller Arturo Alape die Geschichte von Ramón Chatarra. Einem Jungen aus den Armenvierteln Bogotás, der als 9-Jähriger von Zuhause abhaut und nach Medellín geht. Er wird von einem Paten aufgegabelt und beginnt für eine oficina zu arbeiten. Oficinas sind Büros, in denen man Auftragskiller bestellen kann. Mit Mafia, wie man das aus US-Filmen kennt, hat das wenig zu tun. Eher Outsourcing im Dienst der Eliten als ein Einwanderer-Milieu mit kompliziertem Ehrenkodex.

Und so reihen sich in dem Buch Morde, Drogen, Vergewaltigungen und Raubüberfälle aneinander. Ich fand die Geschichte übertrieben. Ein neun-, zehn-, elfjähriger Killer, der zu den Huren geht? Das schien mir konstruiert. Aber in diesen Tagen habe ich Protokolle José Roberto Duques über städtische Jugendkultur in Venezuela in die Hand bekommen. Darunter war ein Ermittlungsbericht über einen Jungen, der zwischen 1989 und 1994 immer wieder wegen schwerer

Körperverletzung, Vergewaltigung und Mord festgenommen wird, mehrfach aus Erziehungsheimen ausbricht und schließlich 1994 im Alter von 14 Jahren bei einem Schusswechsel stirbt. In Caracas ist das Phänomen des Auftragsverbrechens weniger verbreitet als in Medellín. Aber auch hier ist der Terror der Banden und Killer allgegenwärtig. Alle wissen, dass diese Kriminalität soziale Ursachen hat. Nur nützt einem die Erkenntnis nichts, wenn man ihrer Willkür ausgeliefert ist.

»Du weißt, was das für eine Dynamik in Gang setzt«, sage ich zu Pedro.

»Was meinst du?«

»Das in Medellín.«

In Medellín haben Barrio-Bewohner Anfang der 90er Jahre Milizen aufgebaut, um sich gegen Kriminelle zu wehren. Das Konzept war erfolgreich. So erfolgreich, dass die Milizen schließlich jeden Tag jemanden umgebracht haben. Jugendliche Milizionäre gegen jugendliche Bandenmitglieder. »Ist doch nicht Aufgabe von Community-Organisationen, Privatjustiz zu spielen.«

»Und wie setzt du dich sonst zur Wehr?«

Die älteste Tochter der Familie schaut mich an. »Entweder du sorgst dafür, dass du respektiert wirst, oder die Leute trampeln auf dir herum. Seitdem wir das gemacht haben, hat es in unserer Gegend keinen Ärger mehr gegeben.«

Ich zucke mit den Achseln.

»Das war schrecklich«, sagt die Frau. »Ich habe mich in meinem Zimmer verkrochen. Aber was hätten wir machen sollen?«

Immer wieder die gleiche Frage. Auf dem Weg ins Tal wird M. wenig später sagen, dass es einen Unterschied macht, wer straft. »Ein Staat hat immer die Möglichkeit, etwas Anderes zu tun als zu töten. Die können einen in den Knast stecken, zu Arbeit verdonnern, eine Geldstrafe aufbrummen und sie durchsetzen. Aber ein Barrio? Da kann man die Leute höchstens rausschmeißen. Wenn sich die Leute rausschmeißen lassen ...«

Ich werde »Ich bin nicht für Todesstrafe« erwidern und doch wissen, dass das in dieser Situation ein nutzloses Bekenntnis ist.

Ken Loach

Früher Abend. M. ist nach Kolumbien weitergeflogen. Ich bin mit Liyat, der Projektkollegin aus Haifa unterwegs. Andrés holt uns an der U-Bahn-Station La Hoyada ab und führt uns zwischen den Ständen

hindurch. Wir überqueren das Gelände des ehemaligen Busbahnhofs, nuevo circo, von dem mittlerweile nur noch Regionalverkehr abfährt, kommen an Licorerías vorbei, Geschäften, in denen Bier und Hartalk verkauft werden, an Straßenhändlern, leer stehenden ehemaligen Verwaltungsgebäuden. »Die Stadt verfault von innen«, schreibt Roger Willemsen in Boulevard Ecke Dschungel über Johannesburg, »sie kompostiert. Nur noch Märkte für Grundnahrungsmittel sind zu sehen. Dann gibt es einen Gürtel, in dem Geldinstitute und Wirtschaftsunternehmen die wichtige Rolle spielen, dann einen nächsten Ring mit Trabantenstädten, die in sich gettoisiert sind und ihr Zentrum jeweils in Supermärkten haben.« In Caracas ist das Auseinanderfallen der Stadt noch nicht so weit fortgeschritten, doch auch hier merkt man dem Zentrum an, dass sich der Immobilienmarkt längst neuen Investitionsgebieten zugewandt hat.

Ein schrottreifer Bus hüllt uns in eine schwarze Abgaswolke ein, schwerer Dieselgeschmack. Wir umkurven die Chevrolets, immer wieder setzt eines der Fahrzeuge unerwartet zurück und trennt uns voneinander. Es riecht nach Urin und faulenden Früchten. Als wir endlich eine etwas ruhigere Seitenstraße erreichen, werden wir gerufen: zwei Bekannte aus La Vega. Es habe keinen Sinn, zum Treffen zu gehen. »Total überfüllt, man kommt nicht mal die Treppe hoch.« Doch Andrés lässt sich nicht abschrecken. Wir betreten ein marodes Bürogebäude und gehen in den ersten Stock: eine leer stehende Büro-Etage, Trennwände aus dunklem Milchglas, stickige Luft. Wir schieben uns in den Versammlungsraum – genau genommen sind es zwei, nur durch eine offene Tür verbundene, im rechten Winkel zueinander stehende Büros. Man kann aus beiden Büros die Protokollantin sehen, aber wenn sich jemand aus dem Publikum zu Wort meldet, ist er vom Nebenraum aus nicht zu erkennen und schlecht zu verstehen. Auf vielleicht 65 Quadratmetern stehen 130 Menschen zusammen, Vertreter der Landkomitees von Caracas, und bekommen kaum Luft. Wir kauern uns zwischen zwei Plastikstühlen auf den Boden.

Eine Frau – zwei Drittel der Anwesenden sind Frauen – spricht über das Thema Vermessungsworkshops. Unruhe, jemand ruft nach Disziplin, das Tuscheln legt sich. »Da kennt sich Ana María am besten aus.« Ana María ist Mitarbeiterin des 'Technischen Büros für die Regularisierung städtischen Landbesitzes«. »Guten Abend.« Sie betritt den Raum mit einer Stunde Verspätung, doch niemand verliert darüber ein Wort. »In Petare warten wir schon seit vier Monaten auf eine Antwort«, sagt eine junge Frau aufgebracht. »Wir noch

viel länger«, ruft jemand anderes dazwischen. »Aber wir haben doch Kriterien definiert«, richtet sich Andrés an die Protokollantin. »Letzte Woche haben wir genau bestimmt, welche Bedingungen erfüllt sein müssen.« Es ist heiß, eng und laut – alle sind gereizt.

Vermessungsworkshops: Es gibt nicht genug Techniker, um die Grundstücke zu katastrieren - eines der vielen Probleme bei der Regularisierung der Barrios. Im Grunde genommen gibt es nichts als Probleme. Das zuständige Büro, das vor allem deshalb der Arbeitsministerin María Cristina Iglesias unterstellt wurde, weil sie eine der wenigen Minister ist, die nicht nach zwölf Monaten von Chávez abberufen wurde, ist chronisch unterbesetzt. 180.000 Landtitel sollen in diesem Jahr ausgehändigt werden, allein ein Drittel davon in Caracas. Doch in vielen Fällen sind die Eigentumsverhältnisse ungeklärt. Enteignungen sind nicht zugelassen, das Dekret beruft sich allerdings auf die römische Rechtsauffassung, wonach Besitzansprüche verloren gehen, wenn ein Grundstück zehn Jahre lang nicht genutzt wurde. Nur: Wie soll man das in Tausenden von Einzelfällen nachweisen? Weiterhin gibt es Probleme mit individuellen Landtiteln, die zum Verschwinden der Barrios beitragen, denn sobald Barrio-Bewohner Eigentümer sind, kehren ihre Grundstücke auf den Immobilienmarkt zurück und werden zum Objekt der Spekulation. Kollektive Landtitel sind hingegen in der venezolanischen Gesetzgebung nicht vorgesehen. Hinzu kommt das Gezerre im Parlament, wo die Opposition die Verabschiedung des Gesetzes seit über einem Jahr blockiert.

Zumindest was die Vermessung angeht, hat man eine Lösung gefunden. Die Barrio-Bewohner werden darin ausgebildet, ihre Grundstücke selbst zu vermessen. Vom technischen Standpunkt aus mag es nicht besonders effizient sein, die Leute mit dem Maßband loszuschicken. Aber das Regularisierungsprogramm zielt auch nicht in erster Linie auf effiziente Lösungen ab. Mit den Vorstellungen des peruanischen Ökonomen Hernando de Soto, des Theoretikers der Legalisierung von städtischen Landbesetzungen, hat das Dekret wenig zu tun. Für den Neoliberalen De Soto ist die Regularisierung eine Möglichkeit, um informelle Teile der Ökonomie in den legalen Wirtschaftskreislauf zurückzuholen. Besetztes Land wird so wieder zu einem Bestandteil der Immobilienmärkte, Besitzlose verwandeln sich in Kapitalbesitzer, die ihr Land als Sicherheit bei Krediten einsetzen können. Und später verkaufen oder verlieren.

Doch den Initiatoren des venezolanischen Gesetzes geht es nicht um die Erschließung kleinkapitalistischer Unternehmenspotenziale,

sondern um Organisierungsprozesse. In Venezuela können sich Landbesetzer nur dann legalisieren lassen, wenn sie sich zuvor mit Nachbarn zusammengeschlossen haben und gegenüber den Behörden als politische Akteure auftreten. Sie werden ermuntert, Beiräte zu gründen, die über die Verwendung der städtischen Gemeindehaushalte mitentscheiden, wie es im südbrasilianischen Porto Alegre bereits seit einem Jahrzehnt praktiziert wird. Auf der Grundlage des neuen Gesetzes zur partizipatorischen Gemeindeverwaltung entstehen aus den Reihen der sozialen und kulturellen Basisorganisationen, darunter auch der Landkomitees, im Sommer 2003 in ganz Venezuela so genannte Consejos Locales de Planificación, lokale Planungsräte, die mit den Gemeinderegierungen über die Verwendung der kommunalen Haushalte entscheiden. Kritiker haben das als populistische Maßnahme von Chávez bezeichnet, um die unzufriedenen Bewohner der Barrios wieder an sich zu binden. Man kann jedoch auch die Frage stellen, ob sich eine solche Organisierung von unten überhaupt dauerhaft kontrollieren lassen wird. Auf jeden Fall bedeuten die neuen Gesetze bislang eine radikale Demokratisierung der Stadt.

»Nicht jeder soll daran teilnehmen.« Andrés erklärt das Konzept der Workshops noch einmal. »Es gibt Leute wie mich, die, wenn sie eine Wand dreimal vermessen, am Ende drei verschiedene Ergebnisse haben. Deshalb sollten nur die kommen, die mit so was Erfahrungen haben: Zimmerer, Maurer, Bauarbeiter.« Noch wichtiger, schiebt Ana María hinterher, sei, dass es eine funktionierende Stadtteilkommission gebe. Ohne Organisierung machten Vermessungsarbeiten keinen Sinn. Das stimmt: Technische Lösungen ohne soziale Prozesse sind wertlos. Damit wird eine Grundfrage von Entwicklungspolitik überhaupt aufgeworfen. Wenn man Projekte in die Hände von Spezialisten übergibt, die nach eigenem Verständnis dem Primat der Effizienz verpflichtet sind, reproduziert man im besseren Fall das Machtverhältnis von Technokrat und Planungsgegenstand. Im schlechteren setzt man den Sachzwang gezielt ein, um eigene Interessen und Herrschaftsbeziehungen zu verschleiern. Domination tries always to dissimulate itself as such. Es kommt nicht ausschließlich, wahrscheinlich nicht einmal in erster Linie, auf Lösungen an, sondern darauf, wie sie zustande kommen.

Die Frau aus Petare ruft dazwischen, dass man bereits seit einem Jahr eine funktionierende Kommission habe. Ein Mann, Schnurrbart, Mitte 50, erwidert, dass man hier nicht ständig jene Leute kritisieren solle, die sowieso die ganze Zeit arbeiteten. Ana María erklärt, dass

ihre Behörde nicht Stadtteil für Stadtteil vorgehen könne, sondern versuchen müsse, überall in der Stadt Legalisierungen durchzuführen. »Ein Terrain in Catia, eines im 23 de Enero, dann eins in Petare, Valle, La Vega. Wir schaffen nicht alles gleichzeitig. Wir müssen stückchenweise vorgehen.«

Atemlos läuft die Diskussion weiter. Ich lehne mich zu Liyat hinüber und frage, ob sie das nicht auch an Ken Loach erinnere. In Land and Freedom lässt der britische Regisseur Bauern während des Spanischen Bürgerkriegs über Kollektivierungen diskutieren. Die Szene war mir zu pädagogisch inszeniert, der ganze Film war zu pädagogisch inszeniert. Maoistisches Bauerntheater; beziehungsweise trotzkistisches.

Liyat kennt Ken Loach nicht.

Die Protokollantin fragt, ob die Versammlung den Plan mit den weiteren Workshops akzeptiere. Die Menge stimmt zu. Ich habe den Eindruck, die Atmosphäre entspannt sich ein wenig. In diesem Moment erhebt sich ein Mann, etwas dicker, auffallend gelbes Kragenhemd und neuer Ledergürtel, und sagt, er wolle eine Bemerkung zu den Wahlen von vergangenem Donnerstag machen. Am vergangenen Donnerstag haben die Landkomitees drei Vertreter für eine technische Kommission gewählt, die sich regelmäßig mit dem Bürgermeister treffen soll. »Am Ende des Treffens haben Leute im Treppenhaus die Abwahl von Fernanda«, der Ledergürtelmann zeigt auf die Protokollantin, »als revolutionären Triumph bezeichnet. Ihr wisst, dass ich aus uneigennützigen Gründen mit der Gemeindeverwaltung zusammenarbeite.« Ich ahne, was jetzt kommt. »Und ich kann euch sagen«, der Mann hebt theatralisch die Hand, »bei Fernanda ist es genauso.«

Unruhe. Der Sprecher stellt die Korrektheit der Wahl in Frage, ohne den Vorwurf auszusprechen. »Es geht hier nicht um Parteipolitik, auch wenn ich – und das ist kein Geheimnis – zum Team von Bürgermeister Freddy Bernal gehöre und aus Überzeugung immer angehören werde.« Das Übliche: Ein Apparat, eine Organisation, eine Seilschaft versucht, Basisorganisationen zu kontrollieren und in Mobilisierungsmasse zu verwandeln. Der Mann gehört zur Regierungspartei MVR. Die meisten Leute aus den Community-Organisationen haben die MVR gewählt, aber das bedeutet nicht, dass man sich blind mit ihr identifiziert. Man weiß, dass in der MVR Angehörige der alten Eliten sitzen, die ihre Privilegien und Posten nicht verlieren wollen, bzw. Leute, die gern Teil der Eliten werden wollen.

Franco, Sprecher des Barrios Leon Droz Blanco, des bisher einzigen Viertels mit kollektivem Landtitel, fragt, wo das Problem sei. Er sitzt auch in der Kommission. Ihre Aufgabe beschränke sich auf den Informationsaustausch mit den Gemeindevertretern.

»Alle, die wollen, können da mitarbeiten; nicht nur die, die gewählt sind, sondern alle, die sich dafür interessieren.«

»Und was war daran überhaupt undemokratisch?« Die Aggressivität gegen den Ledergürtelmann wächst. Sechs, sieben Leute reden durcheinander. »Außerdem können die Vertreter jederzeit wieder abgewählt werden.«

»Das ist Demokratie«, ruft eine Frau, »jeder Mandatsträger kann abberufen werden.«

»Und das ist ja nicht mal ein Mandat«, wirft Andrés ein.

Zwei Personen ziehen ihre Verfassung aus der Tasche, das kleine blaue Buch der bolivarianischen Revolution, und halten es in die Luft. »Genau, wir sind eine partizipative, protagonistische Demokratie.«

Ich grinse. Eine politische Elite, die versucht, diese Komitees zur Mobilisierungsmasse zu degradieren, wird es schwer haben.

Der Ledergürtelmann schweigt.

Als sich die Unruhe gelegt hat, bringt Franco das Rückkehrprogramm zur Sprache. Die Regierung verteilt Land und Häuser an Leute, die aus der Stadt wegziehen und Bauern werden wollen. Eine Frau, die an dem Programm teilnimmt, berichtet von ihren Erfahrungen. »Die Sache braucht Zeit.« Sie wohnt 100 Kilometer außerhalb von Caracas in einem Projekt. Nach eineinhalb Jahren stehe die Hälfte der Häuser dort immer noch leer, keine einzige Ernte sei eingebracht worden. »Es geht nicht nur um Häuser und Landtitel, sondern auch um Know-how, Maschinen und Kredite. Man muss den Umzug vorbereiten«, sagt sie, und Iván, ein Kollege Ana Marías aus dem Technischen Büro, stimmt ihr zu. Das Ziel des Programms sei, dass Rückkehrerfamilien und die Barrios, aus denen jene stammten, Kontakt miteinander hielten. »Sie sollen die Lebensmittel produzieren, die man im Viertel kauft. Das braucht Planung.« Erzeuger-Konsumenten-Ringe, denke ich, keine schlechte Idee; vor allem nicht in Momenten der Krise.

Nach zweieinhalb Stunden ist das Treffen zu Ende. Liyat und ich sind erschöpft. Als wir zur U-Bahn gehen wollen, halten uns die Leute von den Landkomitees auf. Zu gefährlich, sagen sie, in der Innenstadt werde man abends ausgeraubt. Alle *caraqueños* erzählen einem ständig von der Gefährlichkeit der Stadt, aber meistens von der in

anderen Vierteln. Die Barrio-Bewohner halten die Innenstadt für am schlimmsten, die Leute aus den Mittelschichtsgegenden die Barrios, und was man in der Innenstadt denkt, weiß ich nicht. Einer von den Leuten aus La Vega bringt uns mit seinem alten, klappernden Malibu bis zum Eingang der U-Bahn La Hoyada. »Und wenn ihr Lust habt, fahren wir am Wochenende mit dem Wagen an den Strand. Man kann ja nicht nur arbeiten.« Arbeiten, denke ich. Oder zuhören.

Bei einer Ken Loach-Szene.

Indigen

Man sieht in Caracas nicht viele Indígenas. Mir fällt auf, dass mir das bisher nicht aufgefallen ist.

Felix, der Mexikaner aus Rotterdam, hat erzählt, es gebe einen Ort am Parque Central, an dem Indígenas übernachten. Ein paar Wochen später werde ich in der Zeitung lesen, die Gemeinde Libertador habe ihnen die Rückfahrt in ihre Heimatdörfer bezahlt, doch die Leute seien geblieben, weil sie lieber in Caracas auf der Straße als bei sich in den Dörfern lebten. Ich frage mich, wie das wohl ist: Aus dem Urwald oder der Savanne kommen und plötzlich an den lautesten, stinkendsten Straßen von Caracas hausen, wo man ständig Benzingeschmack auf der Zunge hat. Einen Geschmack, von dem die Leute sagen, er habe sich geändert, als das Benzin während des *Paros*, des Unternehmerstreiks, im Dezember 2002 aus Brasilien importiert werden musste.

Ich sitze in einer Bar unweit der U-Bahn Chacao. Einkaufsmeile der Mittelschichten, ein wenig verwahrlost. Die Busse knattern vorbei. Immer wieder drückt es eine Abgaswolke von der Straße herein. Der Strom ist ausgefallen, die Frau neben mir schimpft. In Kuba hätten sie nur eine Stunde am Tag Strom. Dies sei schon bald wie Kuba. Aus der Küche kommt eine Katze geschlichen, sie setzt sich. Die Barbesitzerin – etwas älter und portugiesische oder kanarische Einwandererin – gibt der anderen Recht: »Scheiß Regierung.« Dann fragt sie die Kundin, wo ihre Kinder seien.

»Schweiz«, erwidert die andere. »In der Schweiz.«

Auf dem Fußgängerweg kommt ein Indígena vorbei. Er schaut herein und sieht die Katze. Die Frau beklagt sich, wie schwer alles geworden ist; mit den Dollars zum Beispiel. Um die Kapitalflucht zu stoppen, hat die Regierung die Konvertibilität aufgehoben. Der Indígena betritt die Bar, ohne uns zu beachten, und kniet sich vor

die Katze. Starrt sie erst eine Weile an und beginnt sie dann vorsichtig zu streicheln. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite krachen zwei Autos fast zusammen. Hupen. Der Indígena hockt immer noch regungslos vor der Katze.

Ich frage mich, ob sich hier jemand selbst inszeniert oder der Mann das wirklich ernst meint. Der total konzentrierte Blick auf das Tier oder einfach die Selbstidentifikation mit dem Vorurteil vom naturverbundenen Waldbewohner. Die Frau schimpft immer noch. Ich denke, dass es für die Regierung Chávez eng wird, wenn der Strom in der nächsten Viertelstunde nicht zurückkommt. Der Indígena wirkt immer noch gedankenverloren. Draußen knallt irgendwo ein Auspuff, die Katze zuckt zusammen und läuft weg.

Radio Alternativa de Caracas

»Und du meinst wirklich, der stürzt nicht ab?«

»Hä?« Francisco blickt mich verwundert an.

»Das Ding quietscht.«

»Das Ding quietscht nicht«, sagt der Wachmann, der hier auch Liftboy ist. »Das ist ein ganz normales Geräusch.«

Ganz normale – ich weiß nicht, was an einem Aufzug normal sein soll, dessen Knöpfe der Wachmann gedrückt halten muss, weil sie sonst wieder herausspringen würden.

Endzeitaufzug, heruntergekommen.

Parque Central: von den vielen eigenartigen Orten in Caracas der eigenartigste. 40-stöckige, in den Himmel ragende Gebäude, deren Architektur zu ihrer Zeit ein futuristisches Versprechen repräsentierte. »Leben und arbeiten wie noch nie zuvor«, hieß in den 70er Jahren ein Werbeslogan für die Anlage. Vor ein paar Wochen hat im Untergeschoss des Hochhauskomplexes jenes Weltsolidaritätsforum zur Unterstützung der Bolivarianischen Revolution« stattgefunden, bei dessen Vorbereitung es so viel Ärger mit dem Organisationsleiter Rafael Vargas gab. Die Atmosphäre der Veranstaltung ist seltsam präsent in meiner Erinnerung. Durch die labyrinthartigen, sich über mehrere Stockwerke erstreckenden Patios der Hochhausanlage strömten die Menschen, neben Betonpfeilern hatten die Devotionalienhändler ihre Revolutionswaren, Nationalfahnen und Chávez-Porträts ausgebreitet, und im Plenarsaal des Parque Central drängten sich die Leute. In einem Raum mit einem speckig gewordenen, dunklen Teppich, quietschenden Metallstühlen und nicht mehr funktionierenden Übersetzungsanlagen lauschten Hunderte von Putzfrauen, Arbeitslosen und Bauern Vorträgen über Medienhegemonie und Erdölpolitik. Leben und arbeiten wie nie zuvork. Wie bizarr: Ein leicht heruntergekommener Konferenzsaal und eine Wohnanlage, deren Gänge mittlerweile von Obdachlosen in Besitz genommen worden sind, wurden zum Schauplatz eines neuen Zukunftsversprechens. Vom Futurismus zur Antiglobalisierungsbewegung.

Wir erreichen den 40. Stock. Im Obergeschoss, in den Räumen des Radio Alternativa de Caracas findet an diesem Abend ein velorio de cruz statt, eine Feier zu Ehren des Kreuzes. Francisco, Liyat und ich steigen aus. Als wir die Wohnung betreten, verschlägt es mir die Sprache. Ein surrealer Anblick: ein Penthouse, das vor 35 Jahren den Höhepunkt avantgardistischer Wohnqualität repräsentiert haben muss. Auch hier ist, wie im Konferenzsaal im Untergeschoss, ein speckiger Teppich ausgelegt. An den Ost- und Westseiten der Räume – das Apartment besitzt die Form eines langen, breiten Schlauchs - befinden sich große Fensterfassaden. Nach Osten ist die Wand angeschrägt, so dass kleine Terrassen entstehen, die von schmalen Metallstreben eingefasst werden, damit niemand von der Terrasse fallen oder springen kann. Das Penthouse ist hoch, ungefähr fünf Meter, im hintersten Raum des Apartments ist eine Zwischendecke eingezogen, eine kleine Halbetage mit eigenem Bad. Insgesamt erstreckt sich die Wohnung, immerhin fünf große Zimmer, über 300 Quadratmeter. Ein einziger Raum entspricht der Ost-West-Ausdehnung des Hochhauses. Die Sicht ist unglaublich: Man schaut über die ganze Stadt, über Barrios, Hochhaustürme und Apartmentsiedlungen, die im Sonnenuntergangslicht tiefgelb glänzen. Doch noch unglaublicher als der Raum ist die Art seiner Aneignung.

Das Radio Alternativa de Caracas gehört zu den ältesten Alternativsendern der Stadt. Die Räumlichkeiten seien dem Projekt von einer staatlichen Kulturstiftung vor einigen Jahren zur Verfügung gestellt worden, erzählt Angélica, eine Freundin Franciscos. Das Radio selbst habe kein Geld. Dementsprechend sieht das Apartment aus. Abgesehen von einem kleinen Studio, in dem sich rudimentäres Radio-Equipment befindet, ist es praktisch leer. Riesige Räume beherbergen nur einige Geräte für Foto- und Druckarbeiten. Umso mehr Bedeutung erlangt der Altar, der für das velorio aufgebaut worden ist. An der Frontseite des Raums stehen auf einem gedeckten Tisch Blumen, ein Korb mit Früchten und Broten, aus Krepppapier gebastelter Schmuck. Wir begrüßen die Anwesenden mit Handschlag, an

die 30 Leute: Franciscos Familie, Nachbarn aus La Vega, Leute von den Landkomitees. Ich bin irritiert: die Höhe, die Ungeschütztheit, durch die offenen Fenster fegt der Wind.

Normalerweise haben alternative Medien in der ganzen Welt etwas gemeinsam. Es ist die Stimmung von mittelständisch geprägtem Politund Kulturaktivismus, der überall ähnliche Codes hervorgebracht hat. Doch hier ist es anders. Die Radiomacher sind Barrio-Bewohner, die Stationen kommen aus den Communities selbst. 23 Stationen gibt es in der Stadt, nur 13 sind zur Zeit auf Sendung. Doch entscheidend, sagt Francisco, sei für sie nicht die Größe der Zuhörerschaft oder die Häufigkeit der Programme, sondern der Organisationsprozess. Stadtteilstrukturen stärken, von ihnen getragen werden, sie tragen. Blanca, die Mitgründerin von Catia TVe - Catia sieht dich - dem ersten Nachbarschaftsfernsehen von Caracas, hat neulich etwas Ähnliches zu uns gesagt. Sie würde ein Projekt danach beurteilen, wie viele Leute es machten. Catia TVe hat keine zentrale Redaktion, es besteht aus autonomen Produktionsteams. Die Gründer konzentrieren sich darauf, Leute an der Technik auszubilden, Produktionsmittel permanent zu sozialisieren. Mit der Fähigkeit, Bilder zu konstruieren, schule man auch die Fähigkeit, sie zu dekonstruieren. Wer begreife, wie Medien funktionierten, sei nicht mehr der gleiche Zuschauer.

Einige Tage später habe ich auf dem Solidaritätsforum dann eine Rede von Blanca gehört. Man müsse andere Kommunikationsformen aufbauen, hat sie gesagt, und wieder einmal den 12. und 13. April 2002 erwähnt, die Tage der Massenproteste gegen die Putschregierung. Weil die Privatsender keine Nachrichten von den Demonstrationen der Barrio-Bewohner zeigten, hätten sich die Leute den Fernsehund Radiosendern verweigert und seien zu einer aunmittelbareren Kommunikation zurückgekehrt: zum Telefonat, der Verbreitung von Informationen durch die Mopedfahrer, zum Internet.

Eine Revolte gegen die herrschenden Medien, hat jemand gesagt, ein erster Aufstand des 21. Jahrhunderts, und mir ist aufgefallen, dass ich die Diskussion bisher noch nie unter diesem Aspekt gesehen habe. In erster Linie ging es mir bei der Debatte um Medien immer um den Aufbau von alternativen Medien als Gegeninformationsquellen, die *andere* Nachrichten kommunizieren. Aber Blanca und Francisco haben Recht: Es geht auch darum, wie man überhaupt kommuniziert. Mindestens ebenso wichtig wie die Verbreitung von alternativen Informationen ist die Fähigkeit zur Verweigerung gegenüber bestimmten Formen medialer Praxis. Das im Community-Sender erlernte Vermö-

gen, mediale Texte und Bilder dekodieren zu können, hat eine ebenso große Bedeutung wie die der alternativen Information.

Francisco zählt verschiedene Radiostationen auf. Radio Perola: der angesagte Sender, bei dem die DJs auflegen, ein bisschen zu modisch; Catia Libre: die Mutter aller Radiostationen, der älteste Sender, der mit der staatlichen Behörde CONATEL gerade einen Lizenzkonflikt austrägt; Radio La Vega: ein paar 16-Jährige machen am Wochenende in einer Nonnenschule das Programm. Bisweilen gebe es Ärger, weil die carajos in der Schule zu viel Mist machen. Francisco blickt seinen Bruder an: mit Perlen geflochtene Afro-Zöpfe, Tattoo, Overseized-Hose. Sein Bruder ist einer von den carajos. 13 Stationen, denke ich, und wer hört die? Bei uns zu Hause lässt sich kein einzigen Alternativsender empfangen, die wichtigste linke Website hat pro Artikel gerade einmal zwischen 1.000 und 2.000 Zugriffe. Andererseits: »Wenn unsere Medien bedeutungslos wären, warum hätte die Putschregierung Carmona sie dann im April als eine der ersten Maßnahmen verbieten sollen?«

Man ruft uns zur Feier. Liyat, Francisco und ich gehen zurück in den Hauptraum, wo sich die Leute um den Altar versammelt haben. Draußen ist es dunkel geworden. Man sieht die Barrios auf die ihnen eigentümliche Weise glitzern, ihr Licht ist aus einem mir unbekannten Grund ganz anders als das der Innenstadt. Aus dem Studio ist ein Mikrofon herübergelegt worden, wir stehen im Halbkreis vor dem blumengeschmückten Kreuz. Der Radiomoderator, ein Mann aus dem Barrio Cementerio, erklärt den Zuhörern zu Hause das velorio. Danach spricht Angélica ein Vaterunser. Ich entdecke Andrés, der gerade zur Tür hereingekommen ist. Zu meiner Überraschung stimmt er in das Gebet mit ein. Erst vor ein paar Tagen habe ich erfahren, dass er zum Christentum konvertiert ist. Livat und ich haben ihn an der Uni besucht. Wir haben erst über die Barrios gesprochen, dann haben sich Liyat und er über Israel gestritten. Ein religiös definierter Staat sei inakzeptabel, hat er gesagt. Und dabei kam heraus, dass sein Großvater ein aus Deutschland emigrierter Jude war. Ein Kommunist, der seine Kinder als Atheisten erzog. Andrés hat sich mit über 20 taufen lassen, weil ihn die Ideen der Basiskirche überzeugten. Ich hätte trotzdem nicht gedacht, dass er betet.

Nach dem Vaterunser setzen die Trommeln ein, *fulia*, ein Rhythmus, der ein wenig an Cumbia erinnert. Franciscos Schwester beginnt zu singen. Ich vergesse, an welchem Ort ich mich befinde. Die Aneignung des Raums macht seine Form unsichtbar, sogar bedeutungslos.

Es ist, als stünden wir auf einem Platz im Barrio und feierten unter offenem Himmel.

Die *Cruz-de-Mayo-*Feiern erstrecken sich über den ganzen Monat. Es sind die einzigen, bei denen zu den Trommeln nicht getanzt wird – die Huldigung gilt allein dem Kreuz. Abwechselnd werden *décimas*, Verse, gesungen. Dabei wird eine Blume in der Runde herumgereicht. Wer sie in der Hand hält, singt, die anderen stimmen nur in den Refrain ein. So wird das Fest auch zu einem *battle*: Dem, der die besten Reime formuliert, gilt die Anerkennung aller. Die lange Vorgeschichte des HipHop.

Die Trommeln setzen nicht aus. Drei Stunden wird im Radio jetzt der immer gleiche Rhythmus zu hören sein, ein *velorio* geht normalerweise bis zum Morgengrauen. Andrés erklärt uns die Geschichte der Feier. Eine Mischung aus Erntedankfest und katholischem Ritus. Im Jahr 312 sei dem römischen Kaiser Konstantin das Kreuz im Traum erschienen. »Unter diesem Zeichen wirst du siegen«, habe eine Stimme gesagt, und nach anfänglichen Zweifeln sei Konstantin zum Christentum konvertiert. Konstantin und mit ihm das römische Reich.

»Wie absurd.« Andrés verzieht das Gesicht. »Der Anfang vom Ende. Von einer Paria-Religion zur Staatsideologie. Seitdem kopiert die Kirche den hierarchischen Apparat Roms. Cäsar und Papst, Gouverneure und Bischöfe.«

Absurd, denke ich, aber noch nicht entschieden. Man muss sich nur diese Feier anschauen. Ein katholisches Fest, das mehr über afrikanische und indigene Traditionen erzählt als über das Christentum.

Der Historiker Michel de Certeau hat aufgezeigt, dass gerade die Religion von Umdeutungs- und Aneignungsprozessen beherrscht sei. »Die Unakzeptierbarkeit der etablierten Ordnung«, schreibt er in *Kunst des Handelns*, »kommt in der Form des Wunders zum Ausdruck. Hier konnte – in einer Sprache, die der Analyse der sozio-ökonomischen Verhältnisse notwendigerweise fremd ist – die Hoffnung *aufrechterhalten* werden, dass der von der Geschichte Besiegte (also der Körper, auf dem kontinuierlich die Siege der Reichen oder ihrer Verbündeten eingeschrieben werden) sich in der ›Gestalt‹ des gedemütigten ›Heiligen‹ Damiao dank der vom Himmel gegen seine Widersacher ausgeteilten Schlägen erheben könnte.« Der Glaube der Herrschenden wird zum Befreiungsversprechen, zur Flucht aus der Ohnmacht. Religion ist nicht einfach nur Opium des Volkes, sie hat immer auch ein subversives Potenzial.

Jemand macht eine Flasche Rum auf und schüttet ein paar Spritzer

auf die Erde, das heißt den Teppich. Becher werden herumgegeben. Die Trommler wechseln sich ab, die Blume wandert in der Runde umher - singende Blume. Seit fast einer Stunde schlagen die Tambores nun. Monoton. Man fragt sich, wer das zu Hause hören möchte. Doch auch die schlichte Übertragung von afrikanischen Trommeln hat ihre Bedeutung. »Das größte Problem zu Beginn des Community-Fernsehens«, meinte Blanca von Catia TVe bei unserem ersten Besuch, war, dass die Leute aus den Barrios mit ihren Vierteln nur ein Thema assoziieren konnten: Kriminalität. In den Mainstream-Medien beschränkt sich die Existenz der Viertel auf die Berichterstattung über Mordfälle. Es geht also auch um die Zerstörung herrschender Imaginarien und um die Konstruktion einer eigenen Selbstwahrnehmung.« So gesehen lassen sich die drei Stunden Trommeln im Radio auch als Demonstration interpretieren: Hier sind wir, unsichtbar, aber präsent. Marginalisiert, aber mächtig. La realidad que duele porque desmiente la mentira, wie ein Wandspruch am Parque del Este sagt, die Realität, die schmerzt, weil sie die Lüge dementiert.

Nach zwei Stunden breche ich auf. Zwei Freunde aus Paris filmen an diesem Abend ein *Velorio* zwischen den Sozialbaublocks des *23 de Enero*. Ich verlasse mit María und ihren Enkeln die Feier – was für ein Sprung. Rückkehr aus einem afrovenezolanischen Barrio-Fest in den Science-Fiction-Film. Es ist mittlerweile halb neun, eine Uhrzeit, zu der man sich in den meisten lateinamerikanischen Großstädten unsicher zu fühlen beginnt. Die obersten Stockwerke der Parque-Central-Hochhäuser stehen leer, vor uns liegen Hunderte von Metern lange, nur schwach beleuchtete Gänge, durch die der Wind pfeift. Wir drücken auf den Aufzugknopf, in allen Richtungen sieht man jetzt die Barrios an den Hängen leuchten. Ich beginne die Psychose der Oberschicht zu begreifen, die immer wieder von den *cerros*, den Hügeln, spricht und beharrlich aufrüstet für den bevorstehenden Kampf. Es ist die physische Präsenz des Verdrängten, das nachts zu einem leuchtenden Ring um die Stadt wird.

Der Aufzug kommt nicht. Wir laufen durch die Gänge und versuchen es bei einem anderen Lift. Auch María fühlt sich unwohl, sie sagt, nachts würden sich hier oft Drogenabhängige aufhalten. Der zweite Aufzug funktioniert ebenfalls nicht: unübersehbare Zeichen des Verfalls. Wir kommen an einer ein halbes Stockwerk unter uns liegenden, offenen Halle vorbei, die tagsüber als Tanzstudio genutzt wird. Eine Reihe von Kulturprojekten haben im Obergeschoss des Parque Central Zuflucht gefunden. Aber um diese Zeit ist auch diese

Halle leer. Erst am dritten Lift leuchtet endlich ein Licht auf. Es dauert noch einmal 15 Minuten, bis der Aufzug bei uns ankommt – 40 Stockwerke. Während der Wind durch die Gänge fegt, denke ich daran, was bei einem Erdbeben wäre. Aber María beruhigt mich. »Das Gebäude ist erdbebensicher.«

Verwirrt trete ich im Erdgeschoss aus dem Fahrstuhl und suche in den labyrinthartigen Gängen des Untergeschosses nach einem Ausgang.

Bichero

Juli. Zum zweiten Mal raus aus Caracas. Eine Tankstelle irgendwo zwischen Barinas und Táchira, 600 Kilometer südwestlich der Hauptstadt. Wir steigen aus dem Mustang, der Regen ist etwas schwächer geworden, und gehen zu einem Pickup mit einer großen, verspiegelten Zweibankkabine hinüber. Wir: Augusto, ein junger Venezolaner aus Barinas, und ich. Santiago, ein peruanischer Exilant, der mich auf diese Reise mitgenommen hat, ist kurz Richtung Toilette verschwunden.

Ich bin erleichtert, als ich einsteige. Der Wagen macht einen zuverlässigeren Eindruck als der Mustang, mit dem wir bis hierher gekommen sind. Ich nehme *El Nacional* in die Hand, in der Zeitung ist an diesem Tag ein Interview mit dem Chef der kleinen, linken *Liga Socialista* abgedruckt – sonst kommen Regierungsanhänger in dem Blatt nicht zu Wort –, und betrachte durch den Rückspiegel die Fahrerin. Sie ist jung, vielleicht 22, hat beim Einsteigen kaum gegrüßt und wirkt vorsichtig, beinahe misstrauisch.

Santiago kommt von der Toilette zurück, der Wagen fährt an. Es klart auf. Die Straße, die von hier nach San Fernando de Apure führt, verläuft wie ein Strich Richtung Osten. So weit das Auge reicht, keine Kurve. Ich lehne mich zurück und atme tief aus.

Wir haben an diesem Morgen einen Unfall gehabt. Wir sind gegen fünf in Barinas losgefahren, einer Viehzüchterstadt in den Llanos, den venezolanischen *Big Plains*, mit vielleicht 100.000 Einwohnern, nach einer halben Stunde hat es zu regnen begonnen. Die Landschaft – nach Süden und Osten bestimmt Grasland mit Palmenbestand das Bild, nach Norden und Westen die immer noch von Wald bedeckte Kordillere – ist zu einer amorphen grauen Masse verschwommen. Santiago und der Fahrer haben sich *chimó* unter die Zunge geschmiert, klebrige Tabakmasse, die die Müdigkeit vertreiben soll, aber bei Leu-

ten wie mir nur Kreislaufschwäche und Übelkeit auslöst. Es hat ins Auto getropft, und ich habe mir vorgestellt, wie diese Gegend, die am Fuß der Anden leicht gewellt ist, aber nur wenige Kilometer von der Straße entfernt platt wie ein Brett wird, vor 200 Jahren ausgesehen haben muss. Der Wald war in den Llanos nie geschlossen, aber der Baumbestand höher und dichter: ein großes von Feuchtsavannen unterbrochenes Waldgebiet von den Anden bis nach Amazonien. Heute ist da nur noch Weideland.

Ich habe den Kopf an die Scheibe gelehnt: Cebu-Rinder, kleinere Ortschaften, die dunklen Wolkenbänke an der Bergkette, die sich an dieser Stelle bis auf 5.000 Meter erhebt: die Picos Humboldt und Bolívar. Von der anderen Seite, vielleicht 60 Kilometer Luftlinie westlich von hier, bin ich einmal mit der Seilbahn bis auf die Gipfel hinaufgefahren. Bizarres Venezuela.

Das Problem mit dem *chimó* ist, dass sich der Tabakklumpen im Mund in einen giftigen Sud verwandelt, den man nicht hinunterschlucken darf. Santiago und der Fahrer haben sich also immer wieder eine Cola-Dose zum Hineinspucken hin- und hergereicht. Und dabei ist der Wagen schließlich von der Straße abgekommen. Wir sind einen drei oder vier Meter tiefen Graben hinuntergerollt, aber haben Glück gehabt: Der Wagen hat sich nicht überschlagen, unterhalb der Straße verlief eine Erdpiste, es standen keine Bäume herum. Sehr viel Glück. An der nächsten Maut-Station hat uns jemand darauf aufmerksam gemacht, dass der Schlauch mit der Bremsflüssigkeit herunterhing. Der Fahrer hat die Angelegenheit mit einem Bindfaden gelöst und ist dann weiter gerast. Mit 100 Stundenkilometern durch eine Regenwand, die einen den Straßenverlauf nicht hat erkennen lassen.

Ich bin wirklich froh, dass wir nicht mehr bei diesem Typen im Auto sitzen.

Es geht eine Stunde geradeaus. Die Straße führt auf einem Damm entlang, das Weideland steht unter Wasser, die grasenden Rinder versinken bis zu den Knien. Irgendwann nach 30 Kilometern werden wir angehalten. Zwei Männer bessern Straßenlöcher mit selbstgekochtem Teer aus. Die beiden flicken die Asphaltdecke und bekommen dafür von vorbeikommenden Fahrern 200, 300 Bolívares in die Hand gedrückt, 10, 15 Cents. Von den 400 Kilometern bis San Fernando sind auf diese Weise schon 300 Meter gerichtet worden. Wenn die Männer es bis ins nächste Dorf geschafft haben, können sie wieder von vorn anfangen.

Santiago erzählt von Peru, den bicheros, langhaarigen Schmuck-

machern mit Mystik-Tick. In den 90ern habe es eine ganze *bichero*-Bewegung gegeben. Junge Typen, die Ohrringe und Armbänder machten, von der Harmonie der Inka-Gesellschaften redeten, bedeutungsschwanger auf die Berge deuteten und immer ein wenig entrückt wirkten. Entrückt und doch aufs Kalkül bedacht.

»Die bicheros waren überall, wo es Touristen gab. Das heißt Touristinnen. Sie haben in Kneipen gehockt, über das natürliche Gleichgewicht, Pacha Mama und die indianische Weisheit gefaselt. Dazwischen haben sie ihre schönen, schwarzen Haare nach hinten geworfen, den Touristinnen in die Augen geschaut und ihnen zu verstehen gegeben, dass in ihnen, den bicheros, das Blut des Inka fließe. Das fanden die Machu-Pichu-Besucherinnen natürlich den Hammer, die absolute Krönung ihres Latin-America-Travels. Und auf diese Weise haben dann Zehntausende das Land verlassen. Als Bettgefährten von Touristinnen. Na ja, es war die einzige Möglichkeit, aus Peru rauszukommen. Und klar, wahrscheinlich haben die Vögel irgendwann selbst an die Story geglaubt: Harmonie und den ganzen Scheiß.« Santiago lacht.

Mit Santiago lässt es sich gut reisen. Er scheint über die Depressionen hinweg zu sein, zu viele Katastrophen. Seine Organisation ist zerschlagen, die meisten seiner Freunde im Knast, er selbst seit Jahren in Peru auf der Fahndungsliste. Seitdem vagabundiert er durch Lateinamerika und Europa, allerdings nicht als *bichero*. Dafür ist er zu hellhäutig und hat zu kurze Haare. Außerdem lässt sich eine Fielmann-Brille bei einem Inka-Nachfahren nicht gut an.

Wir verlassen die Hauptstraße. Die Frau setzt uns vor einem Bauernhaus mit Palmendach ab. Ich verkneife mir die Nachfrage, wie es weitergeht. Normalerweise würden im Verlauf der nächsten Stunden ein paar Bewaffnete aus dem Gestrüpp auftauchen und dann ein längerer Fußmarsch beginnen. Der Himmel ist wolkenverhangen, es ist warm, ich habe die Hoffnung, dass es nicht wieder regnen wird. Augusto steht schweigend neben uns und schaut sich konzentriert um. In Kolumbien habe ich selten jemanden so angespannt erlebt, schon gar nicht auf dem Land, wo allein die räumliche Distanz für Sicherheit sorgt. Mir fällt auf, dass auch Augusto wirklich jung ist. Höchstens 22.

Santiago und ich plaudern ein bisschen über den neuen Film von John Malkovich. Eine miese Verfilmung von einem miesen Nicholas-Shakespeare-Buch. Thema: Der peruanische Sendero-Kommandant Abimael Guzmán und seine Bailarina-Geliebte planen die Weltrevolution im Sinne des großen chinesischen Vorsitzenden, aber werden

rechtzeitig verhaftet. Wenn sich die Kulturindustrie den Untergrund vorzustellen versucht, kommt immer nur Trash heraus. Dass der Film zum größten Teil in Madrid gedreht worden sein soll, passt wie die Faust aufs Auge. Madrid und Lima sind sich ungefähr so ähnlich wie Hamburg und Kansas-City. Dabei finden wir beide John Malkovich eigentlich nicht schlecht.

»Der Typ sollte lieber wieder in Filmen spielen, wo Leute in seinen Kopf reinsteigen«, sagt Santiago.

»Genau, einen surrealen Sendero-Film.«

»Habe ich dir erzählt, dass wir an der Uni in Lima immer einen Riesenspaß hatten mit den Maoisten? Das waren echte Lyriker: ›Revisionistischer Wurm im Dienst des Imperialismus‹, ›Vorwärts in der Goldmarkenumsetzung und -vertiefung der 3. Kongressleitliniens«

Ich werfe ein, dass er sich das ausgedacht hat: ›Goldmarkenumsetzung«.«

»Nein, echt. *Sello de oro.* Der Witz war natürlich, dass in Peru gleichzeitig eine Margarine mit dem Namen auf den Markt kam. ›Goldmarke‹. Wir haben nie rausbekommen, ob das eine Strategie der Partei war.«

»Maoistische Margarine«, wiederhole ich beeindruckt.

Es ist kurz vor elf, als ein alter Landrover neben uns hält. Wir setzen uns auf die Rückbank zu sieben anderen Personen. Ein paar unterhalten sich leise. Auch hier wieder das Gefühl übertriebener Vorsicht. Neben dem Damm, auf dem der Weg verläuft, stehen Bananenpflanzungen und Weideland unter Wasser. Der Fahrer stellt den Vierradantrieb an; Pfützen, Erdlöcher, Flamingos. Schließlich erreichen wir einen Fluss, ich denke, dass es besser ist, nicht nach dem Namen zu fragen. Warten. Ich denke, dass das Charakterische am Untergrund das Warten ist. Neun Zehntel der Zeit im Untergrund verbringt man mit Warten. Dass sich darüber allerdings schlecht ein Hollywood-Film drehen lässt. Nach einer Weile kommt ein Kanu mit Außenbordmotor, wir steigen ein. Zwölf Leute in einer Nussschale, die bei jeder Bewegung zu kentern droht. Ein unangenehmes Gefühl. Der Fluss führt viel Wasser, die Strömung ist schnell und unberechenbar. Ich hoffe, dass wir bald am anderen Ufer ankommen. Aber es geht nicht ans andere Ufer. Wir fahren die nächsten zweieinhalb Stunden durch eine Flusslandschaft, in der man jede Orientierung verliert. Südvenezolanisches Grenzgebiet.

Ökotouristen hätten ihre Freude daran. Eine Fahrt wie geschaffen

für *Discovery Channel*. Reiher, gelegentlich aus dem Wasser hüpfende Caribe-Piranhas, die allerdings weniger blutrünstig sind, als der Volksmund behauptet, Süßwasserdelfine. Im Amazonasgebiet gibt es zahllose Legenden über den *boto*, den Süßwasserdelfin. Geschichten über von Delfinen bewohnte Städte, unerwartete Besucher bei Festen, sogar erotische Anekdoten. Die Geschlechtsorgane der Tiere ähnelten denen von Menschen, und so seien die Fischer darauf gekommen, die Süßwassersäuger für uneheliche Schwangerschaften verantwortlich zu machen.

Alles sehr interessant. Blöderweise bin ich kein Ökotourist.

Nach etwa einer Stunde fliegt ein Armeehubschrauber über uns hinweg. Die Regierung hat das Grenzgebiet auf Druck der Medien militarisiert. Die Rechte berichtet täglich über die Unsicherheit in der Region und Entführungen durch die kolumbianische Guerilla. Meine Reisegefährten blicken nervös nach oben. Kurz danach beginnt es erneut zu regnen. Die Sonne, die steil vor uns im Norden steht – ein Grund mehr, warum ich die Orientierung verliere –, verschwindet hinter einer dichten Wolkendecke.

Ich beginne mich zu fragen, warum ich mir das antue. Nach fünf Minuten Regen sind wir völlig durchnässt, es ist kalt, man kann sich auf dem Boot nicht bewegen. Aufregende Naturerlebnisse hin oder her – dieser Ausflug ist eine nutzlose Strapaze. Ich würde gerne mit Santiago im Trockenen sitzen und über Lima plaudern, über die Zeit, als man sich an der Uni mit ¿Lakai des Revisionismus« oder ¿imperialistischer Wurm ohne Goldmarkenumsetzung« ansprach und die Weltsicht des Inkas beschwor. Aber Santiago sitzt am anderen Ende des Kanus, und man kann sich nicht umsetzen, ohne das Boot zum Kentern zu bringen. Ich ziehe die Beine eng an den Körper und kauere mich mit den beiden Männern neben mir – einer von ihnen sagt, er sei Pfarrer, aber gegen den Niederschlag nütze das nichts – unter ein Regen-Cape, während unsere Taschen im strömenden Regen allmählich durchweichen.

Fuerzas Bolivarianas de Liberación

Die FBL sind eine Ausnahme-Guerilla. Wahrscheinlich die einzige auf der Welt, die eine Verfassung verteidigt, den Präsidenten ihres Landes als »legitimen Führer dieses Prozesses« bezeichnet und dennoch staatliche Verfolgung fürchten muss. Das Fantasma der Llanos: Obwohl die Gründer der FBL behaupten, seit Anfang der 80er Jahre

an ihrem Projekt zu arbeiten, sind sie so unsichtbar, dass viele Linke in Caracas sie für eine Erfindung der Medien halten. »Für ein Schreckgespenst, mit dem die Regierung diskreditiert werden soll.«

Aber sie existieren, die Guerilleros sind echt. Um uns herum – ein kleines Gehöft, vielleicht 20 Kilometer von der Grenze entfernt – stehen *muchachos* in Uniformen und mit belgischen FAL-Gewehren. Sie tragen rote Schulterklappen mit der Aufschritt FBL und Halstücher in den venezolanischen Nationalfarben. Der Süden ist nicht die einzige Region, in der die Organisation versucht, Guerillafronten zu etablieren, und die bewaffneten Einheiten sind auch nicht der einzige Bestandteil der FBL. Leute aus der Organisation arbeiten in der Bauernbewegung, an Unis, in Stadtteilkomitees. Trotzdem habe ich das Gefühl, einem bewaffneten Possenspiel beizuwohnen. Eine Guerilla, die seit zwei Jahren Camps in den Waldgebieten unterhält, aber noch nie gekämpft hat und ihre Gewehre mit sich herumträgt, als müsse sie sich der eigenen Entschlossenheit vergewissern.

Santiago, Augusto und ich werden zur Seite gebeten. Selbstgebaute Holzbänke neben einem Gebüsch, eine Zeltplane, drei Männer zwischen 30 und 40 mit leichten, automatischen Gewehren. Wir setzen uns, Interview-Situation. Einer der Männer ergreift das Wort: Gerónimo, der Comandante.

»Armee und Polizei sind nicht unsere Feinde.« Die Erklärung, warum man nicht kämpft. Bisher. »Wir bereiten uns auf eine Intervention vor. Die USA werden sich den Prozess in Venezuela nicht mehr lange anschauen. Und dann nützt eine reguläre Armee nichts. Eine übermächtige Kriegsmaschinerie kann man nur mit einer Partisanenstrategie besiegen.«

Die Sonne kommt heraus. Spätnachmittagssonne. Endlich trocknen wir ein wenig.

»Wir wissen, dass es naiv ist, gesellschaftliche Veränderungen bewaffnet erzwingen zu wollen. Es geht um *poder popular*, um die Autonomie der Bevölkerung. Aber genauso naiv ist es, zu glauben, Transformationen kämen ohne militärisches Konzept aus. Wenn man Veränderungen vertieft, greift das Imperium immer irgendwann auf Gewalt zurück.«

Ich stelle eine Frage: Wie man als armeeförmige Organisation Basismacht stärken wolle. Das sei doch ein Widerspruch. Standardeinwand. Comandante Gerónimo nickt. Auffallend eifrig. »Stimmt, das ist ein großer Konflikt. Es gibt ja nichts Undemokratischeres als eine Armee. Das Kunststück besteht darin, die Organisationsform,

die man nach innen besitzt, nicht gegenüber den Bewegungen anzuwenden, in denen man arbeitet. Dass man ihre Selbstständigkeit akzeptiert und nicht versucht, sie zu kontrollieren. Das ist der Unterschied: in Bewegungen arbeiten, Positionen in sie hineintragen, aber sie nicht kontrollieren.«

Nicht kontrollieren, die Aussage klingt gut. Aber sie passt nicht zusammen mit der Tatsache, dass der Guerillero neben uns warten muss, bis Comandante Gerónimo ihn auffordert zu sprechen. Dass die Kommandanten ihre Untergebenen zum Kaffee holen schicken und ihnen als Ersten Essen gebracht wird. Dass selbst Santiago, ansonsten ein anarchischer Geist, sich auf einmal anders verhält. Unterwürfiger. Als handele es sich um eine Ehre, dass man uns hier empfängt.

Gerónimo erzählt von den Ursprüngen der FBL – 80er Jahre, Mittelamerika, die salvadorenische KP. Man habe damals verstanden, dass es ohne bewaffneten Kampf nicht geht. Sie selbst seien aus der Jugendorganisation der venezolanischen Kommunisten hervorgegangen.

Ich frage nach der aktuellen Lage. Die Reformen der Regierung seien ja längst nicht so spektakulär, wie es einen die Reaktionen der Gegenseite glauben ließen. Weniger radikal.

Aber Gerónimo ist anderer Meinung. »Die Vorschläge von Chávez sind revolutionär. Revolution ist Bewegung, und das bolivarianische Projekt steht in klarem Widerspruch zu den Globalisierungsstrategien.«

Der Comandante neben Gerónimo schenkt uns Limonade ein und reicht sie uns herüber. Ein breiter, gemütlicher Typ. Er lächelt freundlich.

»Sicher«, spricht Gerónimo weiter, »die Stärkung des Kooperativsystems ist noch kein Sozialismus. Aber was ist heute schon Sozialismus? Da sind ja mehr Fragen als Antworten. Das bolivarianische
Projekt geht so weit, wie man im internationalen Rahmen im Moment
gehen kann. In 20 Jahren sind diese Vorschläge vielleicht nicht weitreichend genug. Aber im Moment bringen sie einen Prozess in Gang.
Nein, in diesem Punkt kann man Chávez nichts vorwerfen. Unsere
Kritik ist eine andere: Wir glauben, dass er zu wenig auf die Basisorganisationen vertraut, die Notwendigkeit einer politischen Führung
unterschätzt und die Kräftekorrelation in der Armee verkennt. Die
Patrioten sind da längst nicht in der Mehrheit.«

Ich nicke erneut, nicht einmal der Begriff Patrioten stößt mir auf. Die permanente nationalistische Selbstvergewisserung – Kleider in den Nationalfarben, das Singen der Hymne, der Verweis auf Bolívar – entspringt hier durchaus einem Begehren nach sozialer Befreiung. In einem Land, in dem sich die Oberschicht auf den Export von Rohstoffen beschränkt und damit in die örtliche Dependance eines Imperiums verwandelt hat, kann sich eine soziale Auseinandersetzung tatsächlich mit einem Kampf um nationale Souveränität decken. Auch wenn sich die Begriffe für uns grässlich anhören.

Wir unterhalten uns über Lateinamerika. Über Peru, wo die Lehrer gerade streiken, den neuen argentinischen Präsidenten Kirchner, der, so die Guerilleros, eine positive Überraschung darstelle, die von Linken unterschätzte Bedeutung der Wahlen.

Es wird Abend, die Mücken zeigen sich aggressiver. Gerónimo kommt auf Kolumbien zu sprechen. Der Krieg schwappt ständig über die Grenze. Die ELN sei seit 20 Jahren auf venezolanischer Seite aktiv, die FARC ebenfalls sehr lange. Die FBL hätten am Anfang vom Frente Domingo Laín, der regionalen Front der ELN, Unterstützung bekommen. Seit einem Jahr jedoch, so Gerónimo, seien die Beziehungen abgekühlt. »Beziehungsweise, sie haben sich erhitzt.« Die Männer unter dem Zeltdach verziehen das Gesicht. »Es gibt Drohungen«, einer der anderen Männer ergreift das Wort, »die ELN hat einen FBL-Aktivisten erschossen. Sie respektieren unsere Autonomie nicht. Und sie arbeiten mit den seltsamsten Leuten zusammen. Mit Politikern der traditionellen venezolanischen Parteien zum Beispiel.«

Zum bewaffneten Widerstand mag es im kolumbianischen Fall keine Alternative geben. Und doch ist er oft ein Fiasko. So sehr sich die ELN-Führung auch bewusst ist, dass die Militarisierung des Konflikts ihre eigene Organisation verändert, kann sie diese Dynamik trotzdem nicht aufheben. Wie sich später herausstellen wird, stimmen die Vorwürfe der FBL – mit Einschränkungen: Auf kolumbianischer Seite gibt es ähnliche Anschuldigungen gegen die FBL.

Es wird allmählich dunkel. Wir essen im Dämmerlicht, es riecht nach Holzfeuer. Die Geräusche des Waldes sind ohrenbetäubend: Grillen, Kröten, Kleintier, das durchs Gebüsch streift. Wir bleiben im Dunkeln sitzen, meine Kleider sind immer noch nass. Gegen zehn Uhr, die Abende ziehen sich ewig hin, wenn es keinen Strom und folglich auch kein Licht gibt, kommen wir endlich ins Bett. Wir spannen Hängematten auf der Veranda einer Palmenhütte auf. Über mir sehe ich schwarz das Dach und denke an Kolumbien. Dort haben die Leute sich immer um einen gekümmert, wenn man zu Besuch

auf dem Land war; haben einem, dem unbeholfenen Ausländer und Gringo, den schnell zu lösenden Hängemattenknoten gezeigt und mit Witzen über die schlechten Momente hinweggeholfen, in denen einem angesichts des Krieges die Verzweiflung überkam.

Das Entscheidende, denke ich vor dem Einschlafen, ist nicht der Diskurs, das politische Reden, sondern ob es gelingt, das Zukunftsversprechen von Kollektivität für Momente in Handlungen zu verwandeln. Als Vorwegnahme des Möglichen.

Zirkus

Zurück in Barinas. An der Ausfallstraße steht ein Zirkuszelt: Gebrüder Gasca. Es leuchtet am Abendhimmel, man sieht es über den flachen einstöckigen Häusern der Stadt, es ragt über die Sporthalle und das Grillrestaurant hinaus, in dem eine Live-Band Llaneras spielt. Barinas sieht wie eine einzige Vorortsiedlung aus: Flachbauten, Garagen, Gärten, Grünflächen. In den Llanos gibt es keine Platzprobleme, zumindest ist das der erste Eindruck, den man hat.

Es wird schnell dunkel. Die tief hängenden Wolken werden von der Nacht verschluckt, es riecht nach Grasland. Ich gehe am Grillrestaurant vorbei, die Musiker packen gerade ihre Instrumente aus: Harfe, Gitarre, Rassel; rätselhaft, wie ausgerechnet Cowboys die Harfe für sich entdecken konnten.

An der Straßenecke gibt es Sound-Clash: Verkehrslärm an einer vierspurigen und doch provinziell wirkenden Ausfallstraße, stereotype Lautsprecheransagen, mit denen ein neu eröffnetes Internet-Café auf sich aufmerksam zu machen versucht, der Techno-Cumbia aus den Boxen vor einem Mini-Jahrmarkt. Ich schlendere trotz der grauenvollen Musik durch die Ausstellungshalle. Ein Handtuch könnte ich gut gebrauchen. Bizarre Mischung von Ständen: Schmuck und Räucherstäbchen, kolumbianische Unterwäsche, Schuhe, raubkopierte Videobänder. Leider sind die Handtücher ausverkauft, nur Importunterwäsche ist noch zu haben.

Ich verlasse die Halle, flüchte aus der Beschallung der Techno-Cumbias, und wieder fällt mein Blick auf den Zirkus. Irgendwie zieht er mich an. Bei Gabriel García Márquez gibt es ein wiederkehrendes Motiv: die Faszination für das Vorbeiziehende. In der Geschichte von Aureliano Buendía sind es die Zigeuner, die Neuigkeiten und Sensationen in die Abgeschiedenheit Macondos tragen. »Viele Jahre später sollte der Oberst sich vor dem Erschießungskommando an jenen fernen Nachmittag erinnern, an dem sein Vater ihn mitnahm, um das Eis kennen zu lernen ...« Wo könnte eine Geschichte wie die Anfangsszene von Hundert Jahre Einsamkeit glaubwürdiger spielen als in einer Stadt wie Barinas, einer mittleren Siedlung in den Llanos, im Viehzüchterniemandsland?

Die Vorführung des Zirkus Gasca hat bereits begonnen. Ich treffe den Manager, er kommt aus dem kolumbianischen Chiquinquirá. Wir stehen zwischen Elefanten, Kamelen und brandneuen US-amerikanischen Wohnwägen, und er erzählt mir vom Zirkus. Dass die Gebrüder Gasca aus Mexiko stammten und das Leben in ihrem Zirkus gleichermaßen traurig wie glücklich sei, weil man zwar die Welt kennen lerne, aber nirgends Freundschaften schließen könne. »Nur Leute aus Artistenfamilien halten das aus.«

Ich frage ihn, ob es eine Rolle spielt, wo sie auftreten. Er nickt. An manchen Orten seien die Leute sehr tumb. »Indios. *Incultos.*« Unkultiviert. »In Ecuador zum Beispiel sind wir mit Kartoffeln beschmissen worden, weil die Zuschauer ihr Geld zurück wollten. Was für ein Pöbel.«

Die Kasse hat geschlossen, aber der Manager lässt mich so hinein. Das Zelt ist nur zu einem Fünftel gefüllt. Sofort meldet sich mein Mitgefühl zu Wort. Ich applaudiere auffallend laut und lange. Der Zirkus zeigt die üblichen Nummern: Clowns, Tiere, Akrobatik. Aber alles sehr mexikanisch. Auf dem Trapez steht Spiderman mit Maske. Die Mexikaner haben ein Faible für Maskenfiguren. Die Catcher treten fast immer in Comic-Outfit auf, die Rolle des bizarren Pop-Helds ist so weit verbreitet, dass in den 80er Jahren in den Slums von Mexiko-Stadt sogar eine neue Form der Politik entstand: Superbarrio, eine Stadtteilorganisation, deren Aktivisten sich hinter Superheldenmasken versteckten und wie einst Zorro die Kämpfer für Gerechtigkeit mimten. Das gefällt mir. Spiderman, athletische Figur, hohe, hoch geschnürte Stiefel, steht direkt über unseren Köpfen und turnt herum. Es gibt kein Auffangnetz. Er wirbelt an einer Eisenstange durch die Luft – freihändig, nur mit den Füßen an einer Stange. Ich frage mich, wie er das macht. Wo er seine Stiefel an der Stange einhakt, dass er den Kontakt nicht verliert. Danach kommen die Motorräder. Drei Geländemaschinen, die gleichzeitig in einer Metallkugel von nicht einmal vier Meter Durchmesser im Kreis herumfahren, während Elektro-Rancheras aus der Anlage dröhnen. Dieser Zirkus ist wirklich sehr mexikanisch. Bei den Proben für diese Nummer müssen sie einen ganzen Fuhrpark ruiniert haben.

Nach 30 Minuten ist alles vorbei, ich gehe nach Hause. Als ich in

unserer Unterkunft ankomme, sitzt Santiago vor der Tür. Ich hocke mich neben ihn auf einen Stuhl. Mit Santiago lässt sich wirklich gut reisen. Irgendwie erinnert er mich an die Marx Brothers.

»Wo kommst'n her?«

»Zirkus«, antworte ich.

»Zirkus?«

»Ja. Gestern Clowns, heute Clowns.«

Er verzieht beleidigt den Mund. Immerhin hatte er die Idee mit dem Ausflug zu den Savannenkämpfern gehabt. »Und wie war's?«

»Männer auf Motorrädern, Frauen in Glitzerbikinis.«

»Nicht schlecht.«

»Und Spiderman.«

»Spiderman – den könnten wir gut bei uns brauchen.«

»In den Llanos?« Ich blicke ihn skeptisch an. In Gerufene Helden lässt Paco Ignacio Taibo seine Hauptperson die Superhelden der Kindheit aufmarschieren, um der geschlagenen Schülerbewegung wieder auf die Beine zu helfen. Ich fand den Vorschlag nicht schlecht. Superman, Neo oder Lucky Luke, der Mann, der schneller schießt als sein Schatten, wären im Klassenkampf wirklich gut zu gebrauchen. Vom damit verbundenen Prestigegewinn einmal ganz abgesehen. Aber Spiderman? »Wozu brauchst du in einer Gegend, die flach wie ein Brett ist, einen Typen, der klettern kann?«

Santiago zuckt mit den Schultern. »Ich meine ja nicht unbedingt für hier. Für die Stadtkommandos ...«

Zamora

Barinas bei Tag. Die Universität: ein paar Gebäude, die früher ein Hotel beherbergt haben, ein weiträumiger Campus mit still gelegtem Swimming Pool, Studenten, die Transparente für einen landesweiten Kongress malen. Die UNILLEZ, die *Universidad de los Llanos Ezéquiel Zamora*, ist eine Experimentalhochschule. An den großen Universitäten, wo die Hochschulautonomie greift, ist die Reformbewegung 2001 abgeschmettert worden. Es war die erste große Kampagne der Opposition gegen die Transformationen im Land, und Dekanat, gutsituierte Studenten und Medien arbeiteten Hand in Hand. Jetzt beschränken sich die Reformen auf die kleinen Experimentalunis: Quoten für Abgänger von öffentlichen Schulen, Stipendien, integrale Erziehung – das so genannte »Robinson-Konzept«. Praxis und Theorie sollen einhergehen, der Studiengang wird verkürzt. Was in Europa

eine Forderung des Kapitals ist, erleichtert hier der Bevölkerungsmehrheit den Zugang zu den Hochschulen, denn kurze Studienzeiten sind leichter finanzierbar. Auf dem Gang vor dem Hauptbüro plaudern die Studenten mit dem Rektor. Er sagt, dass sie ein neues Fach einrichten wollten. Medizin sei zu teuer für die UNILLEZ, aber Akupressur könne man sich leisten. Mehr als 60 Prozent der ärztlichen Eingriffe seien Schmerzbehandlungen, für die man auf die Schulmedizin verzichten könne. »Alternative Medizin und Naturheilkunde können eine größere Rolle spielen. Der praktische Nutzen muss in den Vordergrund rücken.«

Als Santiago und ich vom Hauptgebäude der UNILLEZ zur Bushaltestelle zurückkehren, habe ich den Eindruck, auf einer Farm zu sein. Die Llanos erinnern in vieler Hinsicht an den US-amerikanischen Mittelwesten. Rinder, Pickups, dicke Männer, denen man den täglichen Fleisch- und Bierkonsum ansieht. Aber auch: Computergeschäfte, Internet-Cafés, die großen Antennen des Mobilfunknetzes. Wir fahren zum Büro der Bauernorganisation, eigentlich nur ein von einer Aktivistin betriebenes Friseurgeschäft mit Hinterhof. Frente Campesino Ezéquiel Zamora: Zamora, Bürgerkriegsgeneral, Kommandeur einer Bauernarmee, Marodeur und Schrecken der Oligarchie, hat im 19. Jahrhundert als erster eine Landreform dekretiert und wird dafür bis heute von den Reichen in Caracas gehasst. Kein schlechter Name für einen Bauernverband.

Santiago stellt mir die Runde vor; Landbesetzer: entschlossen, direkt. Ramón, Wortführer an diesem Abend, hat ein Käppi der brasilianischen Landlosenbewegung *Sem Terras* auf dem Kopf. Er sagt, dass die MST auf dem ganzen Kontinent ein Vorbild sei, und erzählt von der Entwicklung des *Frente Ezéquiel Zamora*. Dass sie bis vor zwei Jahren geschlafen hätten, dass Chávez »sie aufgeweckt« und die rechten Putschversuche sie in ihrer Überzeugung bekräftigt hätten, sich organisieren zu müssen, und dass sie nicht sagen könnten, wie viele Bauern in der Frente seien, weil jeden Tag neue Leute hinzukämen.

»Wir wachsen.«

Die Landreform war nach den Bemühungen der Regierung im Bildungswesen der zweite Auslöser für die rechte Offensive 2002. Dabei ist die Reform alles andere als radikal. Brachliegendes Land in Händen des Großgrundbesitzes kann ab einer bestimmten Ausdehnung beschlagnahmt und umverteilt werden. Allerdings muss der Staat die Eigentümer zu marktüblichen Preisen entschädigen. Weil

die venezolanische Regierung für derartige Maßnahmen kein Geld hat, wird auf absehbare Zeit nur staatliches und städtisches Land verteilt werden. Damit die neuen Landtitel von den verarmten Bauern nicht sofort wieder verkauft werden, wie es nach der Agrarreform 1963 geschehen ist, werden gemeinschaftliche Landtitel vergeben. Die Bauern sollen Kooperativen gründen und erhalten finanzielle und technische Unterstützung vom Staat. Eine Umgestaltung der Ökonomie Richtung Genossenschaftswesen. Theoretisch. Denn der Viehzüchterverband FEDENAGA widersetzt sich der Agrarreform. Die Großgrundbesitzer akzeptieren nicht, dass man ihre Allmacht in Frage stellt. Acht Bauern wurden seit Beginn der Reform allein im Bundesstaat Barinas ermordet. Während der Staat unentschlossen zwischen Viehzüchtern und Landlosenbewegung hin- und herlaviert. Auch das ist ähnlich wie in Chile 1970-73. Einige venezolanische Staatsbeamte wurden zum Opfer rechter Anschläge, andere haben sich von den Landherren bestechen lassen.

»Chávez will. Aber in seinem Team gibt es viele Saboteure«, sagt Ramón, und ein anderer Bauer fügt hinzu: »Wir sind 19 Landbesetzerkooperativen in Barinas. Für Häuser, Straßen und Kredite sind uns 17 Milliarden Bolívares zugesagt worden.« 17 Milliarden Bolívares, ungefähr 10 Millionen Euro. »Jetzt rückt das Ministerium das Geld nicht raus, weil die Großgrundbesitzer sagen, sie würden die Lebensmittelversorgung nur sicherstellen können, wenn sie die Fördermittel bekommen.«

Ein Zielkonflikt – *theoretisch*. Will man erst die Lebensmittelselbstversorgung gewährleisten oder sofort den Aufbau einer alternativen Wirtschaft forcieren? Lässt sich mit dem Großgrundbesitz und dessen extensiven Anbaumethoden die Nahrungsmittelsouveränität überhaupt sicherstellen? Ist es vernünftig, bei der Lebensmittelversorgung auf neu gegründete Kooperativen zu setzen, von denen kein Mensch weiß, ob sie funktionieren werden?

Doch so wird nicht diskutiert. Eine Woche später werden hundert in Kooperativen organisierte Familien in Barinas geräumt. Ein Viehzüchter hat einen Richter bestochen, der zwar nicht für den Fall zuständig ist, aber trotzdem ein Räumungsurteil ausspricht. Die Gemeindepolizei eines von der MVR regierten Munizips setzt den Beschluss um. Juan aus dem 23 de Enero, der im Landwirtschaftsministerium arbeitet, wird sagen, dass die Korruption noch nie so schlimm war wie heute. »Schlimmer als in der IV. Republik.«

»Das Saatgut ist mittlerweile angekommen«, sagt Emilia, Ramóns Frau, »allerdings mit einem Monat Verspätung. Der Mais muss kniehoch sein, bevor die Regenzeit richtig einsetzt. Sonst wird er vom Regen erschlagen. Aber wir säen trotzdem. Wir müssen produzieren. Wir müssen beweisen, dass es anders geht.«

Produzieren, produzieren. Auch das bekommt man überall im Land zu hören.

Als Santiago und ich am Abend in unseren Hängematten liegen, frage ich ihn über Peru aus. Über General Velasco, der dort 1968-75 an der Regierung war. Der Mann war Chávez nicht unähnlich, sein Programm in vieler Hinsicht radikaler. Banken, Zeitungen und Minen wurden nationalisiert, die Arbeiter erhielten Unternehmensanteile, es gab eine Agrarreform, die einheimische Wirtschaft wurde gestärkt.

»Man hat die Beziehungen zur Sowjetunion ausgebaut und den jugoslawischen Weg zum Sozialismus diskutiert. Als dann die Revolution in ihre zweite Phase treten sollte, hat die Rechte geputscht.«

»Und was ist geblieben?«

»Ein Teil unserer Organisation kam vom Velasquismus.«

»Super«, sage ich. »Diejenigen aus deiner Organisation, die nicht von der Polizei oder Sendero erledigt wurden, sitzen im Knast, sind im Exil oder haben abgeschworen.«

Santiago steigt nicht auf meine Bemerkung ein. »Außerdem hat der Velasquismus das peruanische Bürgertum hervorgebracht. Davor gab es keine richtige peruanische Bourgeoisie.«

»Das wird ja immer besser«, stelle ich fest. »Und in Venezuela steht uns das auch bevor ...?«

»Klar, kann sein.«

Man soll nicht lästern, denke ich. 70 Jahre Sowjetunion haben schließlich auch nur einen Haufen Atommüll, schicke Second-Hand-Trainingsjacken und die Geburt eines Bürgertums hinterlassen. Eines Bürgertums, das sich aus ex-kommunistischen Funktionären und Mafiosi zusammensetzt. Ob nun Lenin, die Anarchos oder Velasco – die Linke besteht weltweit aus Verlierern.

»Sicherheit gibt's nicht«, sagt Santiago. »In der Geschichte muss man was riskieren.«

Ich nicke. Ein bisschen vergleichbar mit der Nummer der Gasca-Brüder. Man turnt herum, es gibt kein Netz, und das Publikum schaut zu, ob man abstürzt. Das Leben ist ein Zirkus.

»Manchmal bin ich doch ganz froh, dass ich so ein Scheiß Gringo bin, der immer wieder nach Hause gehen kann.«

Poder Popular

Wenn die Regenzeit einsetzt, verändert sich alles. Die Berghänge sehen anders aus. Wilder. Distanzen werden größer, obwohl die feuchte Luft gleichzeitig weit entfernte Siedlungen regelrecht heranzoomt, die Hänge bekommen einen geheimnisvollen Zug, man verliert den Überblick. Hinter einer Bergkette tut sich keine neue auf, sondern nur eine Wand aus Dunst. In den Baumkronen verfangen sich Nebelschleier, die Hänge glänzen unwirklich, wenn die Wolkendecke für einen Moment ein wenig aufreißt, und mit dem nass werdenden Erdreich verfärbt sich auch der Rest der Landschaft dunkel.

Helmut, Sabine und ich sind auf der Ausfallstraße östlich von Caracas, schon ein ganzes Stück hinter Petare, dem größten Barrio Lateinamerikas. Das heißt eigentlich 200, 500, 800 Barrios, die unter dem Namen Petare zusammengefasst sind – eine Million Leute sollen hier leben. Der Übergang von den ausgetrockneten, mit Gestrüpp bedeckten Hängen zu den feuchten, bewaldeten Bergzügen außerhalb der Stadt ist abrupt, und doch lässt sich die Grenze nicht genau verorten. Wir sitzen in einem überdachten Pickup, der Wagen zieht einen Wasserschweif hinter sich her, das Fahrzeug pflügt sich regelrecht durch die Feuchtigkeit, und unser Begleiter, ein Mann namens Luis, erzählt von dem Wohnungsbauprojekt, das wir an diesem Tag besuchen wollen. Während er redet, denke ich an Medellín: Straßen, die auf Bergkämmen entlang führen, die Stadt liegt längst hinter einem, immer noch säumen unverputzte Ziegelhäuser den Weg, die Berge wirken wie ein Versprechen. Aus einem Grund, der mir selbst nicht ganz klar ist, habe ich ein eigenartiges Verhältnis zu Bergen.

Kurz vor Los Winches erstrecken sich neu errichtete Kartonhüttenslums neben der Straße. Luis sagt, die Opposition fördere Neubesetzungen. Auf den Privatsendern werde so viel wie noch nie über Arbeitslosigkeit, Straßenkinder und Unterernährung berichtet, und da passten neue Kartonhütten gut ins Bild. Es ist nicht das erste Mal, dass ich das höre. Vor ein paar Tagen meinte eine Frau von den Landkomitees in Las Mayas, sie habe die Schnauze voll von den Besetzungen. Früher hätte man das machen müssen, weil es keine andere Möglichkeit gab. Jetzt hingegen habe das nur noch mit Bequemlichkeit zu tun. »Man kann Projekte angehen. Geld beantragen und vernünftig bauen.« Ich war mir nicht sicher, ob das eine berechtigte Kritik an Nachbarn war, die mit ihren Bauten Anwohner gefährden, oder die Bemerkung von jemandem, der es geschafft hat.

Los Winches: Die Leute von der Gemeindeversammlung warten bereits an der Straßenecke auf uns. Es gibt drei verschiedene Sanierungskonzepte in der Siedlung: Im oberen Teil sind Hütten durch 60 kleine Reihenhäuser ersetzt worden, im mittleren will man auf einer Freifläche große Blocks mit mehreren Hundert Wohneinheiten bauen, im unteren Teil werden die Hütten ausgebessert. Das Besondere an dem Projekt: Die Nachbarn haben es selbst entwickelt. »Als die Leute den Plan vorlegten«, sagt Luis, »haben die Behörden nicht geglaubt, dass er im Barrio entwickelt wurde. Die haben nach den Hintermännern gefragt.«

Wir durchqueren die Siedlung. Am Rand von Los Winches beginnen Felder und Wald. Die Community-Vertreter zeigen uns die neuen Häuser. Sie seien in einer Kooperative organisiert, sagen sie, alles werde von der Vollversammlung diskutiert und beschlossen, das sei eine andere Art zu leben, Poder Popular, Volksmacht. Und Luis fügt hinzu, dass diese Form der Demokratie, die vom Lokalen ausgeht, die herrschende Institutionalität aushöhle, aber auch eine neue Beziehung zum Staat schaffe: Nur wer sich organisiert, bekommt Gelder zur Verfügung gestellt. Im Fall von Los Winches vergibt die Regierung Mittel an private Firmen, die ihrerseits die Mitglieder der Kooperative als Arbeitskräfte einstellen müssen. Die neuen Eigentümer müssen ihre Häuser bezahlen, bekommen jedoch billige Kredite zugeteilt. Außerdem wird der Wert der abgerissenen Hütten in Rechnung gestellt. Sozialer Wohnungsbau, der von Selbstverwaltung ausgeht und die Bewohner in die Pflicht nimmt. Zumindest für Venezuela ist das etwas Neues.

Wir laufen durch die verschiedenen Bezirke von Los Winches. Insgesamt dürften hier 10.000 Menschen wohnen. Überall wird gearbeitet – wegen der staatlichen Haushaltskrise zwar nicht so viel wie vorgesehen, aber immerhin. Im untersten Teil treffen wir auf einen Offizier. Das Wohnungsbau- und Sanierungsprogramm wird von einer Sondereinheit der Armee koordiniert: Plan AVISPA, Plan Wespes. Es kommt zu einer kurzen, unerwarteten Diskussion. Luis merkt an, dass viele Unteroffiziere 1989 einen Schock erlitten hätten. Sie hätten während des *Caracazos* gespürt, wie groß die Distanz zur Bevölkerung geworden sei. Nach der Ermordung von 4.000 Zivilisten habe ein wichtiger Teil der Militärs nicht mehr länger Kettenhund der Oligarchie sein wollen. Der Offizier ist beleidigt. Die Armee sei immer eng mit dem Volk verbunden gewesen. Welche Soldaten kämen aus Reichenvierteln? Wo würden sie wohnen? Wenn es eine

Distanz gäbe, warum wären sie dann überall als Nachbarn akzeptiert? Ein bisschen unvermittelt steigt der Offizier in den Wagen, erklärt, dass er leider keine Zeit mehr habe, weil er an diesem Morgen noch eine Menge erledigen müsse, und fährt ab. Ich denke, dass trotz aller gegenteiligen Bekundungen das Verhältnis zwischen der Linken und den Militärs noch immer gespannt ist. Was kein Wunder ist. Sie haben sich gegenseitig erschossen.

Auf dem Rückweg nach Caracas frage ich nach dem Begriff Volksmacht. Luis antwortet, dass die Militärs nicht die einzigen gewesen seien, die sich in den 80er Jahren in Frage stellen mussten. Auch bei ihm – Luis war damals in der maoistischen Guerilla *Bandera Roja* aktiv – sei eine Welt zusammengebrochen.

»Wir haben das Debakel der Avantgarden erlebt. Unsere Führer haben das Geld, das wir organisiert haben, auf Reisen nach Europa ausgegeben. Sie haben ihre Position ausgenutzt, um mit jungen Genossinnen ins Bett zu gehen, und haben Sprüche geklopft. Danach wollte ich in keine Organisation mehr. Wir haben mit Basisprojekten angefangen, mit *Poder Popular*. Weil man etwas machen musste, auch ohne Partei.«

Käsetheke, Stunde 5222

Supermarkt, zwei alte Damen, offensichtlich gut betucht, unterhalten sich über das TV-Programm vom Vorabend.

»Dieses Elend. Aber dieser Fernsehbericht war ein schwerer Schlag für die Regierung.«

»Ja, das steckt Chávez nicht mehr weg.«

Die 5222. Stunde des Widerstands auf der Plaza Francia – mittlerweile ist die Digitalanzeige stehen geblieben. Nach dem gescheiterten Putschversuch, der Erdölsabotage und der internationalen Medienkampagne gegen den Guerilla-Unterstützer Chávez sind jetzt die Hühner an der Reihe. »Lebensmittelknappheit« prangt auf den Titelblättern der Zeitungen, und Leute, die kaum wissen, wie rum man einen Kochtopf hält, weil sie für ermüdende Haushaltstätigkeiten eine Señora kommen lassen, schlagen jeden zweiten Abend wie wild auf ihr Küchenblech: »Hunger«. Meine Mitbewohnerin Carol hat behauptet, es gebe mittlerweile sogar *Cacerolazo*-CDs – für diejenigen, denen das ewige Topfschlagen auf die Dauer zu anstrengend ist.

Die Lebensmittelverknappung ist keine Erfindung. Im Dezember 2002 wird das Maismehl *Harinapan* knapp. Die Herstellerfirma,

Quasi-Monopolist, nimmt das Mehl, unverzichtbar für die Herstellung von *Arepas*, Venezuelas Grundnahrungsmittel Nummer 1, vom Markt. Damit der »Streik« auch wirklich zu spüren ist. Um den Preisanstieg zu stoppen, reguliert die Regierung die Preise. Seitdem gibt es nur noch unregelmäßig Mehl.

So ähnlich ist es nun mit Hühnerfleisch und Eiern. Die Futterproduzenten, ihrerseits Oligopolisten, haben die Preise so erhöht, dass man mit dem Verkauf von Hühnern, deren Preise festgelegt sind, nichts mehr verdienen kann. Massenelend ist deswegen zwar nicht ausgebrochen, aber gerade für die Ärmeren ist der Engpass zu spüren. Für die gering verdienenden Bevölkerungsteile sind Hühnerprodukte die wichtigste Eiweißquelle. Die alte Geschichte. Regierungen, die man nicht stürzen kann, werden stranguliert, bis sie fallen. Chile 1971-73: Transportstreik, Angriff auf die Kupferpreise, De-Investition. Nicht, dass die Chávez-Regierung nicht allein für Chaos sorgen könnte: 55 Minister und Staatssekretäre in vier Jahren. Aber weil das Chaos nicht reicht, um die Bevölkerung gegen den Präsidenten zu mobilisieren, organisiert man immer neue Versorgungsprobleme.

Staat und Communities reagieren auf die Probleme mit dem Aufbau von eigenen Vertriebsnetzen. Die Regierung hat in den Barrios so genannte MERCAL eröffnet, Geschäfte, in denen Grundnahrungsmittel zum Vorzugspreis verkauft werden. Weil die Infrastruktur fehlt, werden Basisorganisationen, kleine Händler und die Sicherheitskräfte in das Projekt eingebunden. Landkomitees und Geschäftsleute können sich registrieren lassen und die staatlich verteilten Grundprodukte zu festgesetzten Niedrigpreisen anbieten. Außerdem sind Armee und Guardia Nacional mit LKWs in den Barrios unterwegs, um die subventionierten Güter mobil auf der Straße zu verkaufen. Diese Politik trifft die Supermarktketten, verändert das Bewusstsein der Soldaten und ermöglicht eine Steuerung der Einkaufspolitik. Um den Umbau der Wirtschaft und die lateinamerikanische Integration zu fördern, versorgt sich der Staat gezielt bei landwirtschaftlichen Kooperativen und in Nachbarländern. In manchen Stadtteilen sind Verbraucher-Konsumenten-Ringe entstanden. Landkomitees schließen sich direkt mit Bauerngenossenschaften kurz. Alternativwirtschaft von zwei Seiten.

»Die hungern, die Leute in den Barrios«, sagt die Alte an der Käsetheke. Umgeben von mit Importprodukten gefüllten Regalen.

»Ja, eine Schande«, antwortet ihre Freundin.

Ich verdrehe die Augen, der Typ hinter der Käsetheke grinst. Ich weiß nicht, ob wegen mir oder der Frauen.

Inhalt gegen Form

Carlos R. Villanueva. Wo ich mich in der Innenstadt von Caracas auch bewege, stoße ich auf seine Spuren. Die Museen von Bellas Artes, das Sozialbauviertel 23 de Enero, die Universität, die polytechnische Schule. Villanueva war, wie es stereotyp heißt, der wichtigste venezolanische Architekt des 20. Jahrhunderts. Die erste Hälfte seines Lebens hat er in Europa verbracht. 1900 in London geboren geht er als 20-Jähriger zum Studieren an die École des Beaux Arts nach Paris und reist erst 1929 zum ersten Mal nach Venezuela, wo er sich schnell zu einem führenden Vertreter des lateinamerikanischen Modernismus verwandelt. Anders als Oskar Niemeyer, der Planer von Brasilia, entwirft Villanueva jedoch keine Reißbrettstadt, er drückt einer bestehenden Metropole seinen Stempel auf.

Ich bin Villanuevas Bauten, ohne es zu wissen, schon öfter begegnet. Auf Durchreise war ich früher immer wieder für einen Tag in Caracas und habe in der Stadt nach Orten gesucht, an denen man sich ein paar Stunden aufhalten kann, ohne viel Geld ausgeben zu müssen. In Caracas gibt es nicht viele solcher ruhigen, öffentlich zugänglichen Orte, und so bin ich in der Regel bei einer weißen, mediterran wirkenden Wohnanlage im Zentrum gelandet. Eine Sozialsiedlung aus den 40er Jahren: vierstöckig, Säulengänge, große Innenhöfe als Ort der Begegnung. Der Gebäudekomplex nennt sich *El Silencio*, und auch wenn der Name heute wie ein Hohn wirkt – um Fahrgäste kämpfende Kleinbusse, Armut, Straßenhändler –, strahlen die Gebäude von El Silencio immer noch gleichermaßen Energie und Entspanntheit aus.

Der Komplex ist kein Exempel mehr, die Plätze zwischen den Gebäuden keine Orte zum Sich-Verabreden; dafür ist die Innenstadt zu sehr Arena des Überlebenskampfs geworden. Aber immer noch spürt man den Geist einer Architektur, die das Gesellschaftliche über den Profit gestellt hatte; einer Urbanistik, die die Funktion der Stadt nicht auf Kontrolle, Repräsentation und Kapitalverwertung beschränkt.

Die *Universidad Central*: Helmut, Sabine und ich besuchen Villanuevas Obra Maestra. Offene Klassenzimmer, die vom Luftzug ventiliert werden, überdachte Verbindungswege zwischen den Fakultäten, die Plaza Cubierta, eine offene Vorhalle vor der Aula Magna: Innenund Außenräume gehen hier fließend ineinander über. Helmut weist mich auf die Verbindung von Funktionalität und Reduktion einerseits und den geschwungenen, schwebenden Formen andererseits hin. »Und das zu einer Zeit, als man ohne technische Hilfsmittel zeichnen mus-

ste.« Im Hauptgebäude ist man mit Lichtspielen konfrontiert, durch die Betonraster, die den Raum begrenzen, fallen Sonnenstrahlen und werfen Muster auf den Boden. »Architektonische Intelligenz«, sagt der österreichische Freund. Doch am meisten gefällt ihm die Integration von Kunst in die öffentlichen Räume. Von Alexander Calder sind die in der Aula Magna aufgehängten Nubes, die »Wolken«-Skulpturen, die das Licht im Saal auf eigentümliche Weise brechen, reflektieren und verstärken, im Freien stehen Wände und Skulpturen von Jean Arp, Henri Laurens, Fernand Léger und Victor Vasarely. »Tricky«, stellt Helmut fest, »wie Villanueva die damalige Avantgarde hereingeholt hat.« Ausgerechnet während einer Diktatur. Die meisten Bauten des venezolanischen Modernismus entstanden unter General Marcos Pérez Jiménez 1948-58. Obwohl so verwunderlich auch wieder nicht, denn der lateinamerikanische Städtebau war immer eng mit autoritären Regierungsformen verknüpft. Wer sonst hätte Städte so radikal neu konzipieren können?

Ein progressiv konzipierter Raum also, trotz der Bauherrenschaft eines Diktators. Gegensätze werden aufgehoben: Innen gegen Außen, Kunst gegen Alltag, Verspieltheit gegen Funktionalität. Vor allem jedoch werden Räume geschaffen, die das Gesellschaftliche erkennen. Es gibt wenige Orte an der Universidad Central, die nicht zur Begegnung geeignet sind. Und doch verwandelt sich diese Progressivität nicht in soziale Praxis. Die Grenzen der Form. Sie kann den Inhalt nicht festhalten. Er wird ständig neu verhandelt: interpretiert, umgedeutet, ins Gegenteil verwandelt. Und so gehört die Universidad Central heute zu den konservativsten Orten Venezuelas. Einer von jenen Räumen, in denen vom politischen Umbruchprozess nicht viel zu spüren ist. Keine partizipatorisch-demokratische Euphorie, kein neues Selbstbewusstsein, kein permanenter Verweis auf die neue Verfassung. Stattdessen: Reaktion im eigentlichen Sinne des Wortes. Abwehrhaltung, Verweigerung gegen sich abzeichnende Veränderungen, Stereotypen der Verachtung. Auf dem Weg zur Bibliothek erzählt uns ein Student, das Problem von Caracas seien die vielen Barrio-Bewohner, die meisten davon Ausländer, die nicht arbeiten wollten. Die immer nur die Hand aufhielten und vom Staat Unterstützung forderten. Ich frage nach. Wie sich herausstellt, war der Student in seinem Leben noch nie in einem Barrio. Natürlich wegen der Kriminalität. Noch schlimmer als das Schweigen ist bisweilen das Reden. Dass die Barrios unsichtbar gemacht werden, ist manchmal leichter zu ertragen, als dass ihnen ständig von außen Eigenschaften zugeschrieben werden.

Wir besuchen Andrés in seinem Büro. Er ist bemüht, leise zu bleiben. Linke Lehrbeauftragte sind von Entlassungen bedroht, das Rektorat ist in Händen der Opposition. Hier hat die Rechte die Regierung zum ersten Mal gestoppt. »2001«, erzählt Andrés, »hatten Studenten das Rektorat besetzt, um Quoten für Kinder aus armen Familien durchzusetzen. 80 Prozent der Studenten kommen mittlerweile von Privatschulen. Die Universitätsleitung, die Medien und viele Studenten haben gegen die Besetzung mobil gemacht. Die Reform wurde abgewehrt, die Protestierenden exmatrikuliert.« Ich erinnere mich: Ein Bekannter aus dem 23 de Enero wurde damals von der Universität geworfen. »Es war die erste konzertierte Kampagne gegen die Reformbewegung im Land.«

Mir fällt wieder einmal der Satz »Form ohne Inhalt ist Design« ein. In Caracas stellt sich mir die Frage anders - nämlich welche Bedeutung die Form überhaupt hat. An der Universität tritt einem die architektonische Moderne, ein Emanzipationsversprechen, als Bastion der Anti-Reform entgegen. Im 23 de Enero hingegen, dem ebenfalls von Villanueva mitentworfenen, an Corbusier orientierten Sozialbauprojekt, sind die Wohnblöcke, einst zur Befriedung und Kontrolle der Armutsbevölkerung entworfen, zu einem selbstregierten Gebiet geworden. Auf den Dächern wehen rotschwarze Fahnen, an den Häuserwänden sieht man Gemälde mit chilenischen Widerstandskämpfern und Ali Primera, dem großen venezolanischen Protestsänger. Die Hochhäuser wurden hier von der Widerstandsbewegung einfach gesquattet. Zwischen den Wohnblöcken, zur Beseitigung der Barrios gedacht, entstanden neue Barrios, und zwischen Blocks und Backsteinhäusern bildete sich ein eigentümliches Bewusstsein von radikaler Opposition gegen die Herrschenden heraus.

Helmut, Sabine und ich schlendern durch die Parkanlage der Universität, betrachten Wandmosaike, Sportplätze, Unterrichtsräume. Die Anlage mag etwas Besonderes sein, ich fühle mich trotzdem nicht wohl. Was bleibt, denke ich, sind Vorlieben: Es ist sicherlich so, dass die Studenten die Plätze der *Unversidad Central* schätzen, sie setzen sich hin, um zu reden, aber ob sie über mehr sprechen als über Turnschuhmarken, welche gemeinsamen Praxen sie entwickeln, wird von ganz anderen Dingen bestimmt als von der architektonischen Form. Und bisweilen ist es sogar so, dass sich gesellschaftliches Kommunizieren und Handeln schneller an jenen Orten entfaltet, an denen es nicht vorgesehen ist.

Aus einer Verweigerungshaltung.

Bei M.

Ein paar Tage Bogotá. Ich war nur 15 Monate nicht hier, und trotzdem kann der Schock kaum größer ausfallen. In der Innenstadt der kolumbianischen Hauptstadt manifestiert sich der Fortschritt. Die Straßenkinder sind weitgehend aus dem Zentrum vertrieben, das Kolonialviertel wird saniert. Eine neue Buslinie, *Transmilenio*, von Polizisten bewacht, durchschneidet die Altstadt, in den alten Geschäften haben Kneipen mit europäischen Inneneinrichtungen aufgemacht. Wir flanieren die 6. Carrera hinauf, *Plan Colombia*: ein Panzerwagen, die neue Terror-Einheit der Armee in US-Ausrüstungen, ein Dutzend Polizisten an der Straßenecke, Patrouillen der Militärpolizei, zwei Armee-LKWs, Polizisten auf Motorrädern: das Gewehr schussbereit in den Händen des Beifahrers. Am nächsten Tag – Tag der Unabhängigkeit, Tag der Unabhängigkeit von wem? – werden gleichzeitig fünf Hubschrauber über der Stadt kreisen.

21. Jahrhundert, wohin man auch blickt. Kolumbien - Laboratorium des Neoliberalismus: Laboratorium für das, was man Menschen zumuten kann. Der gesund geschrumpfte Staat: ein einfacher Brief nach Europa kostet so viel wie der Tageslohn eines Arbeiters. Auf der Straße begegnen uns zwei Frauen vom Land: Die Alte hat ein Kind auf dem Arm, es ist schwer krank. In den Krankenhäusern habe man sie abgewiesen, erzählen die Frauen. Ihnen fehlten 18.000 Pesos, 5 Euro, für die Untersuchung. Es gibt kein öffentliches Gesundheitswesen mehr. Die Etats für Gesundheit und Bildung liegen bei einem Drittel dessen, was die Armee bekommt. Laboratorium des Bizarren: Unsere Freunde aus den sozialen Organisationen haben Leibwächter, sie haben mit einer internationalen Kampagne durchgesetzt, dass der Staat ihnen wenigstens diesen Schutz finanziert. Wenn man, nach einem Blick durch die Außenkamera, vor die Tür der Gewerkschaftshäuser und Menschenrechtsbüros tritt, weiß man trotzdem nie genau, was einen erwartet. Laboratorium der Lüge: Die Regierung verhandelt mit den Paramilitärs. Mit sich selbst. Nach Zehntausenden von Toten sollen die Todesschwadronen straffrei ausgehen. Gruppen, die den Drogenhandel kontrollieren. Während die USA Kolumbien flächendeckend mit Herbiziden besprühen lassen - angeblich zur Drogenbekämpfung. Laboratorium des Schreckens: Vizepräsident Santos erklärt vor der Presse, die Sicherheitspolitik der Regierung sei erfolgreich. Um zu beurteilen, ob er Recht hat, müsste man wissen, welche Ziele die Regierung verfolgt. Die Zahl der Massaker sinkt,

aber die der selektiven Morde nimmt zu. 11.000 politische Morde und Todesfälle in den ersten zwölf Monaten der Uribe-Regierung zählt die kolumbianische Juristenkommission. Vier Jahre zuvor waren es im gleichen Zeitraum 6.800 gewesen. Laboratorium des Schweigens: Camilo, ein Student, bei dem M. wohnt, erzählt, sein Bruder sei vor ein paar Wochen ermordet worden - totgetreten; von Paramilitärs. In zwei Barrios in Bogotá hat es 150 Tote gegeben. Keine Zeitungsnotiz. Politiker, Unternehmer, Journalisten, Diplomaten fühlen sich dennoch sicherer als früher - Klassenstandpunkt. Laboratorium der Apathie: Die Bevölkerung fühlt nichts mehr. Krieg. Der kollektive Versuch, nicht nachzudenken. Präsident Uribes Popularität liege, verkündet die Presse, bei 70 Prozent. Wenn man die Frage nur richtig stellt, stimmt einem in diesem Land jeder zu. Bloß nicht widerspenstig wirken. Laboratorium des Hungers: Die Regierung fördert den Anbau genetisch manipulierten Saatguts und die Ansiedlung von Maquila-Industrien - das Zusammensetzen aus dem Ausland angelieferter Teile, das keine Entwicklung einheimischer Industrien nach sich zieht. FTAA-Freihandelszone. Ein befreundeter Gewerkschafter erzählt, dass Kolumbien in den vergangen Jahren zu den 20 am stärksten von Hunger betroffenen Staaten der Welt geworden ist. Ein Land, das über alle erdenklichen Bodenschätze und fruchtbares Land im Überfluss verfügt. Laboratorium der Sauberkeit: Die Stadtverwaltung von Bogotá verbietet den Straßenhandel, um die Hauptstadt ordentlicher zu gestalten. Bei offiziell 20 Prozent Arbeitslosigkeit und 60 Prozent im informellen Sektor Aktiven. Die Obstverkäuferin an der Straßenecke ist verzweifelt. Trotzdem feiern Stadtplaner in der ganzen Welt das Modell Bogotá. Der Wissenschaftsbetrieb gehört bisweilen zum Zynischsten, was sich finden lässt. Laboratorium der Wut: Nachts hoffe ich manchmal auf einen großen, alles zerstörenden Bombenanschlag. Der Präsident hat erklärt, die Nichtregierungsorganisationen und sozialen Bewegungen müssten sich entscheiden, wo sie stehen. Auf der Seite des Staates oder der Terroristen. Wenn so gefragt wird, denke ich, dann doch lieber auf der Seite der Terroristen. Laboratorium des Kriegs: Am Flughafen El Dorado, der Vergoldete, stehen zehn US-Amerikaner neben mir in der Schlange. Kurze Haare, sportliche Figuren, Sondereinheiten der Armee – es geht Richtung Heimaturlaub, sie lachen. Theo, ein befreundeter Bauernführer aus dem Süden des Departments Bolívar, hat uns am Vorabend von den Besprühungen in seiner Heimatregion berichtet. In den betroffenen Täler seien alle Pflanzungen verdörrt, es gebe kein Essen mehr. Die

Coca-Plantagen im flachen, von der Armee kontrollierten Teil des Departments würden hingegen verschont. Wenn Elitesoldaten etwas zu lachen haben, bleibt für die anderen meist nichts als Verzweiflung.

Als ich nach zwei Wochen am Flughafen Maiquetía in Venezuela wieder aus der Maschine steige, bin ich erleichtert. Ich glaube nicht, dass sich Gesellschaften durch Regierungsübernahmen verändern. Aber es gibt Fälle, wo Regierungen Dinge möglich machen können. Das Überleben zum Beispiel.

Und als ich im Bus die Zeitung aufschlage, merke ich auch, ich habe ihn vermisst. Den Compañero Hugo Chávez Frías. Einen Caudillo, der ebenso sehr von der Selbstorganisation der Bevölkerung hervorgebracht wurde, wie er diese mit in Gang gesetzt hat; der einem Prozess von unten im Weg steht und doch überhaupt erst möglich macht. Ein Rätsel.

Subotnik

Stadtdruckerei, Buchbindeabteilung, die Falzmaschine rattert. Joel, Falzmaschinenverantwortlicher, steht neben der KOLBUS und stellt die Schrauben nach. Die KOLBUS pustet Blätter vom Papierstapel, schiebt diese einzeln vorwärts, falzt sie einmal, transportiert den gefalteten Bogen nach hinten ab, das Blatt erreicht die Rückseite der KOLBUS, falzt ein zweites Mal, das Blatt erreicht erneut das Ende der KOLBUS, sozusagen die Seitenseite, und reduziert die Bögen ein drittes Mal auf die Hälfte. Und das mit einer Geschwindigkeit von 120 Blatt pro Minute.

Ich greife in die Ablage, nehme die Papierbogen heraus – 16 Seiten, noch nicht geschnitten – staple und kontrolliere. Bögen, die sich nicht auf Kante legen lassen, sind falsch gefalzt. Wir werfen nichts weg. Diese Druckerzeugnisse haben Gebrauchswert, politischen Gebrauchswert.

Seite 7, Frage (kursiv), Marta Harnecker: »Du hast gesagt, dass du auch Marx studiert hast, wenn auch, wie du bekennst, nur oberflächlich, so dass man dich nicht als Marxisten, aber auch nicht als Anti-Marxisten definieren kann. Du meinst, dass Marx nicht ausreicht, weil es in Lateinamerika keine Arbeiterklasse im klassischen Sinne gebe ...«

Ich komme nicht bis zu Chávez' Antwort. Wenn hier jemand nicht Arbeiterklasse im klassischem Sinne ist, dann ich. In der Seitenablage beginnen sich schon wieder Bögen zu häufen. Freundlicherweise stellt mir mein Vorarbeiter – in der Stadtdruckerei sind alle auffal-

lend freundlich zu Freiwilligen – einen Kollegen namens Rafael zur Seite, einen kleinen glatzköpfigen Springer, der wiederum ziemlich klassische Arbeiterklasse ist. Für die Revolution interessiert er sich weniger. Dafür für die Kolleginnen von der Sortier-Straße. Er stellt mir nebenbei – für Rafael sind 120 Bögen pro Minute natürlich ein Klacks – Clara vor, »Clara steht auf Deutsche«. Clara, Afrovenezolanerin, Anfang 40, legt die gefalzten Bögen in die richtige Buchreihenfolge. »Ein Kumpel von mir aus den Anden«, Ramón schnalzt mit der Zunge, »so ein Blonder, weißt du, der hat sich unten in Barlovento gar nicht vor Frauen retten können. Die stehen da auf Blonde. Die haben sich um den geschlagen. Dabei ist er gar kein Deutscher. Nur blond.«

Wir vertiefen das Thema nicht. Die KOLBUS hat einen Hau, Joel ruft mich, die Walze per Hand zu bedienen, damit er nachjustieren kann, und erklärt mir dabei die Funktionsweise der Maschine. »Damit du was lernst.« In der *Imprenta Municipal* sind immer alle darum bemüht, dass die Freiwilligen auch etwas lernen.

Die Stadtdruckerei von Caracas ist eine vergesellschaftete Fabrik. Allerdings weniger von der Belegschaft vergesellschaftet als vielmehr von der Unternehmensleitung. Mit dem Regierungswechsel von 2000 haben ein paar Linke die Direktion übernommen und die Anlage Community-Organisationen und Barrio-Bewohnern zur Verfügung gestellt.

Ich habe das erst vor ein paar Tagen zufällig erfahren. Ich stand mit Produktionsleiter Victor und Layouter Manolín am Hinterausgang einer Lagerhalle und habe Bier getrunken, während drinnen die jährliche baskische Askapena-Brigade über die Situation bei sich zu Hause erzählt hat. Und dabei hat Manolín bemerkt, dass sie eigentlich nie in einer Institution arbeiten wollten: »Mann, der Staat ... Der Staat war das Letzte für uns. Aber Victor und Rubén haben sich drauf eingelassen.« Und Victor hat hinzugefügt, dass das, was sie in der Druckerei machen, »natürlich streng genommen illegal ist. Aber was heißt schon legal? Das ist doch eine Revolution, oder? ... Oder soll zumindest eine werden.«

»Streng genommen illegal«: An den Wänden in der Druckerei hängen Plakate des Ché, in der Lagerhalle am Hinterausgang hat vergangene Woche eine kolumbianische Delegation übernachtet – davor waren ein paar Katalanen da. Und neben der Belegschaft, ungefähr 200 Angestellten, gibt es immer Freiwillige, die kostenlos mitarbeiten. »Na ja, kostenlos ... Es gibt einen Fonds, wo die Arbeiter freiwillig

einzahlen können, und das wird dann unter den anderen verteilt.« Ich war sofort Feuer und Flamme für diese eigenartige Fabrik – Anarchismus, wie er einem üblicherweise begegnet, halte ich für langweilig, auch nur eine Form des Sektierertums, aber Anarchismus aus dem Staat heraus, das ist dann doch wirklich mal etwas Kreatives. »Das würde ich mir gerne mal anschauen«, habe ich gesagt, und Victor hat mich korrigiert: »Anschauen? Wenn du hier was anschauen willst, musst du schon mitarbeiten.«

Ich stehe also an der Falzmaschine und stapele. Erst »Du hast gesagt, dass du auch Marx studiert hast ...«, dann »Gegen-Revolution ohne Revolution«, schließlich »Chávez: Ich erinnere mich an Toni Negri und seine Studien zur Konstituierenden Macht«. Rafael ist mittlerweile spurlos verschwunden, wahrscheinlich sitzt er bei den Hefterinnen hinten. Plötzlich kommt ein weiterer Kollege vorbei. Mittlerweile ist es 14 Uhr. Die obligatorische Frage: »Hast du was gelernt?« Der Mann ist für die Betreuung der Freiwilligen zuständig. »Jetzt machst du im Sekretariat weiter. Damit du noch was Anderes lernst.« Nach vier Stunden auf Kante stapeln warten neue Aufgaben auf mich.

Neue Aufgaben: Eine Compañera, die mir als Antonia vorgestellt wird, erklärt mir die Bedienung des Kopierers. Während die Maschine Einladungen zu einem Forum gegen das ALCA auswirft, »20 Argumente, warum die Freihandelszone das imperialistische Verhältnis zwischen den USA und Lateinamerika festschreiben wird«, erzählt mir Antonia, dass sie auch eine Freiwillige ist. Was heißt ›auch‹? Eine richtige Freiwillige: »Sieben Tage die Woche.« Ich mache ein entsetztes Gesicht, aber sie lächelt. Eigentlich kommt sie aus einer Sportorganisation. Auch das ist eigenartig in Caracas: In der Stadt kommen politische Aktivisten immer entweder aus Kultur- oder Sportinitiativen. Es gibt sogar einen revolutionären Sportlerverband. »Kontinuierlich sind wir in der Druckerei um die 30 Freiwillige. Aber dazu kommen noch die Leute, die nur manchmal da sind.«

»Sieben Tage?« Immer noch mein Entsetzen.

»Ja, hier ist immer jemand da. Sogar nachts.« Das stimmt. Als ich neulich um elf Uhr abends vorbeikam, hat Rubén, der Direktor, mit ein paar Leuten an der Ausgabehalle Domino gespielt. Rubén hat eine ziemlich gelassene Ausstrahlung. Ich meine, für einen Sowchosen-Kommandanten. Und vor der Tür haben Kinder gekickt.

Der Kopierer verstummt, das Papier ist alle. »Wir gehen hinten in die Druckerei.« Antonia zeigt aus dem Fenster. Im Hauptgebäude sind nur die Verwaltung, Layout und die Bindeabteilung untergebracht.

Wir verlassen das Gebäude und überqueren einen Parkplatz. Polizisten der *Policía Metropolitana* stehen herum. Auf dem Gelände haben verschiedene städtische Einrichtungen ein Zuhause. Es gibt ein Büro der *Policaracas*, die der links regierten Gemeinde Libertador untersteht, und einen Parkplatz der von der Opposition kontrollierten *Policía Metropolitana*. Misstrauisch beäugt man sich gegenseitig. Ich frage Antonia, ob die Festbeschäftigten die Freiwilligen nicht als Konkurrenz ansähen. »Nervt die das nicht?«

»Nein«, antwortet sie, »viele finden das gut. Obwohl viele auch nicht.« Weil viele für den »revolutionären Prozess« seien, aber viele eben auch nicht. Sehr dialektisch.

An einer Schneidemaschine bei den Druckern lässt sich Antonia Papierbogen auf DIN-A-4-Format schneiden. »Das ist billiger.« Ich trage die Pakete ins Sekretariat zurück, darf die Blätter dort aber nicht in den Kopierer einlegen, weil die Behandlung von Papierstapeln, »man muss die Blätter auseinander pusten, damit die nachher nicht den Einzug verstopfen«, etwas für Fortgeschrittene ist. Das Kopieren dauert ungefähr eine halbe Stunde, in der sich der Auftraggeber der Flugschritt als Guerilla-Veteran der 60er Jahre entpuppt. Er erzählt über Reformisten, Pro-Chinesen und Rechtsabweichler, an denen die venezolanische Revolution damals gescheitert sei. Als er geht, gibt es im Sekretariat nicht mehr wirklich etwas zu tun. Mittlerweile ist es 16 Uhr. Ich schaue kurz bei den Buchbindern vorbei, die laut Antonia »eine befreite Zone« in der Druckerei eingerichtet haben, kann aber nicht mit den Leuten aus der Zone reden, weil mich der Bindeverantwortliche zum Einpacken schickt. 20.000 Flugzettel eines Gemeinderats müssen verschnürt werden. Ich nehme die Aufgabe guter Dinge in Angriff, obwohl ich mit MVR-Abgeordneten ansonsten nichts am Hut habe. Vor sieben Jahren habe ich einmal in einem Softwareversand in der Postabteilung gearbeitet. Ich weiß sogar noch die bundesdeutschen Postpreise von 1996 auswendig. Ich umklebe die Zettel mit Banderolen, was mir allerdings schwerer fällt als damals, weil mir anstelle richtigen Klebebands nur Pappstreifen und Leim zur Verfügung stehen. Leim, der nichts taugt. Ich versuche mein Bestes zu geben, obwohl mir der Gemeinderat eigentlich egal sein könnte, schnüre Pakete und feiere im Stillen den anarchistischen Charakter der ersten Revolution des 21. Jahrhunderts.

Konrad-Adenauer-Stiftung

Die Konrad-Adenauer-Stiftung veranstaltet gemeinsam mit dem Oppositionsbündnis *Coordinadora Democrática* eine Veranstaltung über den Zustand der venezolanischen Demokratie. Speziell eingeladen: eine Vertreterin der chilenischen Christdemokraten. Die Referentin wird gefragt, wem Chávez mehr ähnele: Allende oder Pinochet. Beiden gleichermaßen, antwortet die Referentin, und *El Universal*, die venezolanische FAZ, wiederholt es glücklich: Chávez ist Allende und Pinochet zugleich.

Interventionspolitik deutscher Parteienstiftungen: den Widerspruch neu denken. Im Grunde genommen hat man es schon immer geahnt: Alles ist das Gleiche – gefoltert werden und foltern, Menschen in Stadien zusammenpferchen und ins Exil gehen, erschossen werden und erschießen.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung revolutioniert das Denken.

Land im Taschenbuchformat

Oficina, Nähe Plaza Venezuela. Es gibt in Caracas keine richtigen Kneipen. Es gibt Trinkhallen, Kioske, McDonalds, Sushi-Bars, areperas, Clubs und Restaurants, aber keine Kneipen. Anders als in Bogotá hat die aufwändige Gestaltung der Inneneinrichtungen noch keinen Einzug gehalten. So auch in der Oficina. Angeblich treffen sich hier tagsüber so oft Arbeitsgruppen, dass man das Lokal einfach in Bürokumbenannt hat. Vielleicht war das aber auch nur ein Trick, um Saufen leichter als Arbeitsbesprechung deklarieren zu können.

Das Ambiente ist funktional – Wachstischdecken, billige Metallstühle, an den Wänden hängen die obligatorischen Bierwerbungen von *Polar, Regional* oder *Brahma*. Man sitzt fast auf der Straße, die eine Hälfte des Lokals besteht aus einer Art Wintergarten, obwohl es hier natürlich weder Winter noch Pflanzen gibt. Wir sind nur durch einige Gitterstäbe vom Fußgängerweg getrennt.

Zehn Uhr abends, sechs Leute am Tisch. Warme, nicht besonders schwüle Luft. Ein paar Jugendliche lehnen am Gitter und pumpen Ernesto, Rapper von *Sontizon*, um Gras an. Sein Kumpel Alberto philosophiert, welches Getränk man bestellen könnte. *Brahma*-Bier ist alle, und *Polar* steht auf der Boykottliste, seit sich der Konzern an den Putschversuchen beteiligt hat. Katharina aus Deutschland macht Reisepläne, ich betrachte die Bierwerbung an den Wänden. *»Te vas*

a arrugar?« ›Traust du dich nicht?« Eine Frau, Hintern und Brüste herausgestreckt, blonde Haare, posiert im Bikini. »Es la catira que manda«, es ist die Blonde, die befiehlt. Blonde Frau, blondes Bier. Daneben eine überdimensionale Bierflasche. Ob Regional, Polar oder Brahma macht in dieser Hinsicht keinen Unterschied. Venezolanische Bierwerbungen sind wie Autosportkalender in Europa: Man sieht Boxen-Luder mit eigenartig debiler Ausstrahlung. Ich frage Alberto, was er macht. Er studiert.

Was?

Die Bier-Blondine blickt immer noch wie festgefroren auf uns herab.

»Literatur.«

Literatur. Ich hätte nicht gedacht, dass man in Venezuela Literatur studieren kann. Im Land wird nicht viel gelesen. Bücher sind von der Aura des Hochgeistigen umgeben, an vielen Orten schwer zu bekommen und teuer: Ein normaler Roman kostet schnell 25 Prozent des Mindestlohns. Vor ein paar Tagen war im Parque Los Caobos Buchmesse. Es gab eine einzige Zeile mit Ständen, die meisten Verlage gehörten zu Stiftungen oder waren an Universitäten angebunden. Innerhalb von zwei Stunden hatte man einen umfassenden Einblick darüber, was sich auf dem venezolanischen Büchermarkt tut.

»Was würdest du mir empfehlen? Ich meine, an zeitgenössischer Literatur ...«

Rapper Ernesto sagt den Jugendlichen auf der Straße, dass er nichts zu rauchen dabei hat. Aber Alberto reicht den Jungs ein wenig Gras durchs Gitter.

»Carlos Noguera.« Zögern. »Julio Garmendía ... Luís Britto García. Und natürlich Bolívar. Bolívar war ein Tiger ...«

Ich habe das lange für einen Tick gehalten. Dass die Unabhängigkeitsgeneräle hier so überhöht werden, besonders Bolívar. Von Potosí im Süden bis Guajira im Norden trifft man in jeder üblen Amtsstube zwischen Bolivien und Kolumbien auf ein Abbild des hageren Generals. In Venezuela ist das ganze öffentliche Leben bolivarianische die Verfassung, die Republik, die Regierungspartei, die sozialen Bewegungen. Aber dann habe ich F. kennen gelernt, der mir erklärt hat, warum Bolívar mehr ist als ein Amtsstubenheiliger.

F. ist vor ein paar Jahren mit 70 anderen »Politischen« aus einem Gefängnis in Bogotá ausgebrochen. Stadtmilizen hatten das Viertel am Knast besetzt und die Mauer gesprengt, während Gefangenen-Kommandos drinnen die Wärter in Schach hielten. Es war die wohl

praktischste Form der politischen Teilamnestie der letzten 20 Jahre, über die in der Presse auffallend wenig geschrieben wurde.

Ich stand also zwei Jahre nach dem Ausbruch mit F. am Stadtrand einer verregneten lateinamerikanischen Metropole und bekam eine Brandrede zu hören. »Das war ein Republikaner, der das USamerikanische Jahrhundert vorausgesehen hat, als die spanische Vorherrschaft gerade erst von der englischen abgelöst wurde. Der sich für die Sklavenbefreiung ausgesprochen und den lateinamerikanischen Kontinentalismus verteidigt hat. Der Sozialreformen angestrebt, sich mit der kreolischen Oligarchie angelegt, den Antiimperialismus antizipiert, und vor allem immer, wenn er eine Niederlage erlitten hatte, neue Aufstandsbewegungen aus dem Boden gestampft hat.«

Es war natürlich klar, dass F. das am besten gefiel.

»Ein Tiger?«, frage ich Alberto, den Literaturstudenten.

»Der Typ schrieb die Hölle.«

Ich überlege, was ich an venezolanischer Literatur kenne. Alejo Carpentier hat einen eigentümlichen Roman über Venezuela geschrieben, *Die verlorenen Spuren*, der hauptsächlich im abgelegenen Süden spielt und mit dem heutigen Land wenig zu tun hat. Caracas als ein kleines, von unverständlichen Putschbewegungen erschüttertes Provinznest. Außerdem war Carpentier kein Venezolaner. Von Rómulo Gallego, dem bekanntesten venezolanischen Schriftsteller, habe ich vor vielen Jahren einmal *Doña Bárbara* gelesen, einen der lateinamerikanischen Klassiker, an den ich mich nicht einmal mehr dunkel erinnere. Und schließlich ist da *País Portátil* von Adriano González León, Tragbares Land oder Land im Taschenbuchformat.

»Und was hältst du von País Portátil?«

»Sórdido«, antwortet Alberto.

Sórdido – ich muss nachschlagen, was das bedeutet: trübe, düster, deprimierend. Und beginne dann zu verstehen. Ein befreundeter Literaturwissenschaftler – es gibt venezolanische Literaturwissenschaftler, aber sie unterrichten in den USA – hat gesagt, dass der Roman als Literatur der Niederlage bezeichnet wird. Die Geschichte des Scheiterns.

»Die Treppe bedeckt den Schwanz des gemalten Vogels. Blätter fliegen auf. Drei Jugendliche drehen sich am Ausgang der Bar, eine Hupe ertönt. Dahinter sieht man die Hüften zweier Frauen. Zwei Linien, die Bewegung in grünen Wellen, Wellen aus grünem Stoff: eine Bewegung von der Hüfte bis zum Absatz. Die drei Autoschlangen schieben sich nach vorn. Sie stoßen zusammen, Holz und Rost, wenn

die Fahrzeuge den Gang wechseln. Trass ... Tschan ... Und alle fallen auf die Stoßstangen von allen. Obszöne Berührungen, man leckt sich – Rauch und Öl und Geruch.«

Der Blick aus einem Bus; Andrés, der Protagonist, auf der Fahrt zu einer konspirativen Wohnung. Autoverkehr, Angst, Rückblicke. Es sind die Jahre, in denen sich die Studentenbewegung erst politisiert, dann radikalisiert und isoliert. Doch das ist nur die Oberfläche, der dramatische Bogen. País Portátil ist ein Buch der Stimmen. Der inneren Monologe, Erinnerungen, Geschichten eines Großvaters. Auch in Venezuela ist das 19. Jahrhundert eine Zeit der Bürgerkriege zwischen Liberalen und Konservativen, und wie Gabriel García Márquez erzählt auch González León die Geschichte der wiederkehrenden Revolten. Nur erzählt er sie nicht magisch, sondern düster; nicht literarisch verklärt, sondern abstoßend. Militärzüge, Landleben, die Zerstörung von Biografien. Eine zersplitterte, fragmentierte Erzählung. Man hat Schwierigkeiten, den Fäden der Geschichte zu folgen, sie wieder aufzugreifen. Aber das macht Sinn, denn die Struktur des Buchs reflektiert die des Landes: die der beschleunigten Verstädterung und gewaltsamen Zertrümmerung von Lebenswelten.

»Das ist ein komischer Roman«, sagt der Student. »In sehr unterschiedlichen Sprachen erzählt. Sehr städtisch, aber auch sehr rural. Dialekt, Monolog, fotografische Beschreibung.«

»Eine trübe Collage«, stelle ich fest, und Alberto erwidert, dass González León, der nach *País Portátil* kein richtiges Buch mehr veröffentlicht hat und heute ein Trinker ist, in den 60er Jahren im *Techo de Ballena*, einer dadaistisch inspirierten Künstlergruppe, aktiv war.

»Das war eine neue Radikalität. Die haben Raum gelassen für den Abscheu, die Abstraktion, neue Materialien, die Wut.«

Ich nicke.

»Es ist seltsam«, stelle ich nach einer Weile fest, »ich habe das Buch zweimal gelesen, zweimal nicht richtig verstanden und trotzdem immer gemocht.«

»Ziemlich dumm«

Mein letzter Monat. Die Opposition reicht Unterschriften für ein Amtsenthebungsreferendum gegen den Präsidenten ein. Nach der neuen Verfassung können Mandatsträger nach Ablauf der halben Amtsperiode einem Referendum unterworfen werden, wenn mindestens 20 Prozent der Wahlberechtigten ein dementsprechendes

Begehren unterschreiben. Im Fall von Chávez sind das 2,4 Millionen Unterschriften bei ca. 12 Millionen venezolanischen Wahlberechtigten insgesamt. Beim Referendum selbst müssen dann mindestens so viele Menschen gegen den Amtsinhaber stimmen wie bei dessen Wahl, also 3,7 Millionen Personen.

Auf den Privatkanälen wird die Übergabe der Unterschriften an den Obersten Wahlausschuss CNE live übertragen, in unserer Nachbarschaft in Chacao haben die meisten Geschäftsleute ihre Läden dicht gemacht, damit ihre Angestellten zur Demonstration gehen können. Man kann das ›können auch streichen.

Ich fahre mit der U-Bahn bis Plaza Venezuela. Schon in den öffentlichen Verkehrsmitteln kommen mir Demonstranten entgegen: Nationalfahnen, Autohupen, Trillerpfeifen, Volksfeststimmung. Ich steige zur Avenida Libertador hinauf und folge der vierspurigen Stadtautobahn nach Westen. Die Demonstranten sind im Aufbruch begriffen, die Kundgebung geht gerade zu Ende. Von der U-Bahn-Station bis zur Bühne brauche ich knapp 15 Minuten, das Straßenstück, auf dem die Demonstration sich versammelt hat, ist etwa 800 Meter lang. Es wird deutlich, warum die Organisatoren die Kundgebung genau an dieser Stelle durchgeführt haben. Nach Osten erhebt sich eine Brücke, die die Sicht verstellt. So scheint die Menschenmenge von den an der Bühne postierten Kameras aus betrachtet endlos zu sein. Doch der Politik des Simulacrums, der Erschaffung einer nur noch auf sich selbst verweisenden Bilderrealität, sind Grenzen gesetzt.

Der Oberste Wahlausschuss wird einige Wochen später die Ungültigkeit der Stimmen feststellen: Die Antragsformulare seien falsch formuliert, das Begehren zu früh, nämlich schon im Februar 2002, realisiert worden. Den von Regierungsanhängern geäußerten Vorwürfen, die Unterschriften seien teilweise aus Kundenverzeichnissen von Großbanken kopiert worden, wird gar nicht erst nachgegangen. Die Opposition muss bis November warten, um es erneut zu versuchen.

Ich durchquere die Menge. Die Stimmung ist weniger aggressiv als noch im März, aber immer noch angespannt. Die Opposition erregt sich in diesen Tagen über zwei neue Programme der Regierung: *Plan Robinson* und *Barrio Adentro*. Der *Plan Robinson* ist ein Projekt zur Erwachsenenalphabetisierung das unter dem Motto »Die erste Macht des Volkes ist das Wissen« steht. Ein offensichtlicher Versuch der Massenmobilisierung durch die Regierung, dem sich mehr als 100.000 Menschen im ganzen Land als Freiwillige anschließen. Das Programm basiert auf einer kubanischen Lehrmethode für Er-

wachsene, die die Schüler Buchstaben mit Zahlen assoziieren lässt und per Video verbreitet wird. Die venezolanischen *promotores* sind eher Assistenten denn Lehrer. In *El Universal* ist von kubanischer Indoktrination die Rede, aber meine Freunde im *23 de Enero* sind zufrieden: »Was gibt es Nobleres, als Leuten Lesen und Schreiben beizubringen?« In dem Sozialbauviertel schreiben sich mehr Freiwillige als Analphabeten ein.

Dass die Kubaner abhauen sollen, bekommt man auch im Zusammenhang mit dem Plan *Barrio Adentro* zu hören. Auf der Titelseite einer anderen Tageszeitung prangt: »Kubaner raus«. Im Rahmen von *Barrio Adentro*, das man mit »Tief drin im Barrio« übersetzen könnte, werden ausländische Ärzte in Elendsviertel geschickt. Die venezolanische Ärztekammer beschwert sich über die Konkurrenz, in den Medien ist von der mangelhaften Qualifikation der kubanischen Ärzte die Rede, die Zeitung *2001* spricht gar von der geheimdienstlichen Unterwanderung der Slums.

Schließlich erklärt ein Distriktgericht die Anwesenheit kubanischer Ärzte im August für illegal. Seltsamerweise nur die der kubanischen. Im September kommt auch die ehemalige Zahnärztin meines Mitbewohners Greg aus Deutschland, um im Rahmen von *Barrio Adentro* zu arbeiten.

Es ist nicht der einzige Widerspruch in der Argumentation der Opposition. Zwar stimmt, dass es genug arbeitslose venezolanische Ärzte gibt, doch wahr ist auch, dass diese, in der Regel Angehörige der Mittel- und Oberschicht, nicht bereit sind, in Armenvierteln zu arbeiten. Und bizarr mutet der Vorwurf der kommunistischen Indoktrination durch kubanische Ärzte an, wenn man weiß, wo diese noch überall eingesetzt werden; z.B. in Mali, Guatemala, Gambia, Niger und Brasilien.

»Die Opposition ist manchmal wirklich auffallend dumm«, sagt Greg, als ich am Spätnachmittag von der Kundgebung nach Hause komme. »Ist doch eigentlich klar, dass Leute aus den Barrios das nicht gut finden, wenn man ihnen ausgerechnet jene Ärzte wegzunehmen versucht, die sich als Erste seit 40 Jahren in den Armenvierteln blikken lassen.«

Und trotzdem sind wir beide nicht sicher, ob die Opposition das Referendum letztlich nicht doch noch durchsetzen und gewinnen wird.

San Juan

»Terrasse Nr. 5«: Von Süden kommt ein kalter Fallwind. Zum ersten Mal friere ich – trotz Pullover. Wir stehen 400, 500 Meter oberhalb der Stadt. Das Zentrum liegt in einem Becken vor uns, ringsherum Hänge, der Ávila dunkel im Hintergrund. Es ist immer wieder seltsam: Die Innenstadt leuchtet, die Barrios glitzern.

Die Terrasse Nr. 5 ist noch fast leer; vielleicht 150 Menschen. Annähernd ebenso viele Ausländer wie Einheimische. In La Vega haben die Community-Organisationen eine lange Tradition, und so sind hier immer Delegationen, Freunde aus Europa, befreundete Gruppen unterwegs. Die drei Basken von der Solidaritätsbrigade langweilen sich, wir stehen seit sechs Uhr nachmittags herum. Am Rand des Platzes verkaufen Anwohner gefüllte Maisfladen, Grillspieße, Bier. Nichts deutet darauf hin, dass hier heute Nacht durchgefeiert werden wird. Bislang. Nichts außer dem blumengeschmückten Altar, der bei der *Cruz-de-Mayo-*Feier im *Radio Alternativa de Caracas* stand.

Es ist halb elf, als zwei Menschen vortreten und sich an die auf dem Altar stehende Heiligenstatue richten: *San Juan*, Johannes der Täufer. Die 50 Zentimeter hohe Holzfigur trägt bestickte Kleider und Blumenkränze. Die beiden Personen vor dem Altar singen *décimas*, Verse: »Du wirst zur Kreuzung hinunter getragen werden, wir hoffen, das stört dich nicht.« Dann nimmt Franciscos Schwester Ayari den San Juan auf den Kopf, links und rechts formieren sich Reihen Fahnen schwenkender Frauen, dahinter folgen *tambores*, die Trommeln. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Sangueo: Wir ziehen durch die Dunkelheit. Nachbarn, die an Türen, Fenstern und auf Balkonen stehen, Kinder, die neugierig über Mauervorsprünge lugen, zwei Familienväter, die mit nackten Oberkörpern und über den Hosenbund quellenden Bäuchen auf einem Hausdach sitzen und Bier trinken; schließlich die Fahrgäste eines Toyota-Jeeps, die darauf warten, dass die Straße wieder frei wird. In den Barrios von Caracas ersetzen Jeeps mit Vierradantrieb und Sitzbänken für zehn Personen die Busse. Die Hänge sind für normale Fahrzeuge zu steil. Einen knappen Kilometer entfernt kommt der Zug auf einer Kreuzung zum Stehen: cuatro esquinas, die »vier Ecken«. Die Stimmung kippt zum ersten Mal. Aus der Prozession wird eine Begegnung der Communities, eine Manifestation der Stärke. Aus allen vier Himmelsrichtungen treffen Züge ein: drei weitere San-Juan-Figuren, eine Santa-Bárbara-Statue, die zwar weiß ist, aber den schwarzen Gott

Changó repräsentiert. Die Heiligenfiguren – eine wird von einem Jugendlichen mit Kopftuch getragen, gangster style, und hüpft wie ein kleines Boot über der Menge – erlangen in diesem Augenblick eine neue Bedeutung. Fließende Codes. Vom katholischen zum afrikanischen, vom religiösen zum politisch-kulturellen Symbol.

23 Uhr. Die Menge, mittlerweile mehr als 1.000 Menschen, steigt zur Terrasse Nr. 5 zurück. Wir Ausländer sind jetzt in der Unterzahl. Wir Ausländer und Weißen. Wohlhabende Caraqueños gehen nicht auf Feste im Barrio. Sie betreten so gut wie nie ein Armenviertel. Von Feiern mit afrikanischen Wurzeln wie *San Juan* wissen sie, wenn überhaupt, nur aus dem Fernsehen oder vom Strandurlaub. Miami und Paris liegen für sie näher als La Vega oder Petare.

Auf dem Platz wird eine Messe zelebriert. Ein Jesuit hält eine Ansprache – Aufruf zur Selbstorganisierung. »Wir müssen uns vorbereiten. Die nächsten Monate werden hart werden. Wir müssen auf uns selbst vertrauen.« Brote werden geteilt, zehn Baguettes für ein paar Hundert Menschen. »Kein Abendmahl«, sagt der Jesuit, »ein ganz gewöhnlicher, gemeinschaftlicher Akt. Alle sollen davon etwas essen.« Erst dann beginnt das eigentliche Fest. Bis zu diesem Moment bin ich Beobachter gewesen. Ein Europäer, der nicht dazugehört, aber sich auch nicht über die Maßen fremd fühlen musste. Doch jetzt ist es, als öffne sich erneut eine andere, ganz neue Tür.

Perra: schnell, aggressiv, von der Küste, nur mit Trommeln gespielt. Guarures ertönen: Muscheln, die wie Hörner klingen; ein eigenartiger, treibender Sound. Magisch, sehr intensiv. Eine tiefe guarure stimmt an, drei, vier höhere antworten. Anspannung. Trotzdem tanzen die Leute nicht, sie scheinen auf etwas zu warten. Ich weiß nicht, was ich mit meinem Körper anfangen soll. Bizarre Formulierung: >mit seinem Körper etwas anfangen«. Den Körper als »das Andere« betrachten, das Objekt. Die Trommeln schieben einen an, aber jede Bewegung, die ich mache, scheint falsch. Auf dem Platz herrscht seltsame Ruhe. Dann plötzlich explodiert jemand in der Menge. Er oder sie, man sieht es nicht genau, räumt sich mit dem Hintern Platz frei. Ein kleiner Kreis entsteht, ein Mann und eine Frau tanzen. Sexualisiert, wäre die übliche Beschreibung, aber ›sexualisiert‹ trifft es nicht. Es geht zwar auf offensichtliche, fast schon aufdringliche Weise um Sexualität, aber sexualisiert löst die falschen Assoziationen aus. Eine ritualisierte, offene Körperlichkeit, eine physische Präsenz, der man sich nicht entziehen kann. Die Menge tanzt nicht, sie steht um die beiden herum und schaut zu. Bis ein anderer Mann oder eine andere Frau sich in den Kreis begeben und den bisher tanzenden Mann bzw. die Frau herausdrängen. *Tumbar* – umwerfen. Umwerfen im Sinne von wegschieben, aber auch von besser tanzen und damit demütigen. Eine Form des *battles:* Jemand hat erzählt, dass früher diejenigen die Nacht miteinander verbrachten, die sich beim Tanzen gegen die anderen Männer bzw. Frauen durchsetzten. Aber Franciscos Schwester Ayari wird mir später erklären, dass der eigentliche *battle* zwischen den beiden Tanzenden stattfindet. Man provoziert sich, aber setzt doch immer wieder Grenzen. Die Frau macht den Mann an und schubst ihn dann weg, sie bewegt sich offensiv auf ihn zu, so dass dieser einen irritierten, fast schon ängstlichen Eindruck macht, der Mann versucht, die Frau einzufangen ...

Die Stimmung schüchtert mich ein: offener körperlicher Wettbewerb, eine Form der Konkurrenz. Ich erinnere mich an eine Situation, in der ich mich ähnlich gefühlt habe. Ein Club in den USA, ein Hip-Hop-Konzert gegen Polizeibrutalitäte: irritierende physische Präsenz. Die meisten Typen waren trainiert, jemand hat mir die Biografien von ein paar Rappern in der Halle erzählt, Knastgeschichten. Es ist natürlich ein rassistisches Stereotyp, dass afroamerikanische Kultur körperlicher sei als die europäische. Die Reduktion von Menschen auf ihre Natur entspringt dem Blick des Sklavenhalters. Er erkennt Arbeitsmaschinen und Sexualobjekte, denkt in Kategorien der Ausbeutung und Vergewaltigung, weil er Menschen genau darauf reduzieren will: Arbeitsmaschinen und Sexualobjekte. Und trotzdem stimmt es, dass in diesem Moment eine Körperlichkeit zum Ausdruck kommt, die ich nicht dekodieren und an der ich nicht teilnehmen kann.

Ich beschließe, mich mit meiner Verwirrung abzufinden, und schaue auf die Menge und die wechselnden Bands. Ohne Pause treiben einen die *Guarures* an, werfen sich Tanzende gegenseitig aus dem Kreis, messen sich Menschen in Bewegungen. Weil ich nicht weiß, wie ich anders dazu gehören kann, lasse ich mir von Edgar die *Tambores* erklären. »*Tamunangue:* aus Barquisimeto, mit Saiteninstrumenten. *Sanmillán:* Trommeln, etwas leichter, aus dem Bundesstaat Aragua. *Parranda:* wird mit der *Cuatro*, einem viersaitigen Instrument gespielt; die Leute halten es für Weihnachtsmusik, aber streng genommen stimmt das nicht. *Fulía:* Ein Lied, das bei den *Cruz-de-Mayo-*Feiern gespielt wird; es ist der einzige Trommel-Rhythmus, zu dem nicht getanzt wird, weil die Huldigung allein dem Kreuz gilt. *Culoepuya*, Stachelhintern, und *Quichimba*, Verspottungen der weißen Salonmusik; klingen ein bisschen getragen, die Leute machen die Aufstel-

lung und Gesten der alten spanischen Hoftänze nach. Ist nicht der einzige Rhythmus, der einen spanischen Einschlag hat: *Galerones* erinnert ein wenig an Flamenco ...«

Petroleros

Im Bus, kurz hinter Valencia.

Ich mache alles verkehrt herum: Marx auf den Kopf stellen. Das Wichtigste als Letztes. Die Grundlage als Nachtrag.

Ich bin auf dem Weg zur Raffinerie von El Palito.

Venezuela ist ein Erdölland. Es ist das so sehr, dass es schon fast mehr Erdöl als Land ist. Mit 3,4 Millionen Barrel Förderung täglich unter den fünf größten Erdölproduzenten der Welt, 18-22 Milliarden US-Dollar Einnahmen jährlich, wichtigster Zulieferer des US-Markts, die nach heutigem Stand drittgrößten Reserven auf dem Planeten. Die Ölvorkommen sind über das ganze venezolanische Territorium verteilt. Es gibt Förderanlagen im Süden in Barinas, im Osten im Orinoco-Delta und vor allem im Westen am und im Maracaibo-See, den das Öl völlig zerstört hat. Das ehemalige Naturparadies nahe der kolumbianischen Grenze gleicht heute einer Kloake. Vor dem Petro-Boom war Venezuela eines der ärmsten Ländern der Hemisphäre. Von den Spaniern als Provinz – und nicht wie Kolumbien, Peru oder Mexiko als Vizekönigreich regiert - spielte das Land innerhalb des Kolonialimperiums nur eine untergeordnete Rolle als Kakao- und Zuckerrohrproduzent. Weite Teile des Territoriums blieben bis weit ins 20. Jahrhundert unerschlossen. Erst ab den 1920er Jahren änderte sich die Situation. Mit den Öleinnahmen rückte die nachholende Modernisierung in greifbare Nähe. Unter Diktator Marcos Pérez Jiménez (1948-58) erhielt Caracas ein neues Gesicht: die Bauten des Architekten Carlos Raúl Villanueva, der venezolanische Modernismus. Nach dem Sturz der Diktatur 1958 glaubte man, unter Führung der sozialdemokratischen Acción Democrática und der christdemokratischen COPEI sogar in die Erste Welt aufrücken zu können. Man baute bei Mérida auf fast 5.000 Meter die höchste Seilbahnstation der Welt, im Bundesstaat Zulia eine 8,7 km lange Brücke über den Maracaibo-See, in Caracas die futuristischen Bauten an der Avenida Bolívar; im Südosten wurde eine Aluminiumindustrie aus dem Boden gestampft, in Guri das damals größte Wasserkraftwerk der Welt errichtet.

1976 verstaatlichte die Regierung auf Druck der Linken die Ölindustrie, und Präsident Carlos Andrés Pérez von der AD profilierte

sich mit einem populistisch-nationalen Programm: Lebensmittelsubventionen, Niedrigpreise für Benzin und Transport, Geschenke an die Bevölkerung, Infrastrukturprogramme. Erst mit der Zeit stellte sich heraus, dass diese Maßnahmen nur der Verschleierung dienten. Der aus einer mittellosen Einwandererfamilie stammende >CAP</br/>
verwandelte sich in einen der wohlhabendsten Männer Lateinamerikas. PDVSA, das staatliche Erdölunternehmen, wurde zu einem Feudo der venezolanischen Oligarchie und einem komplett autonomen Machtzentrum innerhalb der Gesellschaft. Während die Eliten schon bald nicht mehr wussten, wohin mit ihrem Geld, wuchsen die Staatsschulden.

Der Busfahrer lässt mich an der Ausfahrt heraus. Ich mag Raffinerie-Standorte. Das zentralkolumbianische Barrancabermeja am Magdalena-Strom, wo die Erdgasfackeln wie Leuchtfeuer über der Stadt thronen, das brandenburgische Schwedt, wo das PCK, das *petrochemische Kombinat*, unerwartet hinter einer Zugbiegung zwischen Wasserstellen und Sandhügeln auftaucht, selbst die Anlage der Raffinerie in der Rheinebene bei Leverkusen.

Doch El Palito ist anders: Himmel und Meer fließen direkt neben der Straße bleigrau ineinander. Kahle, ausgetrocknete Hänge, die ungeschützt in der karibischen Sonne liegen. Wenn man die letzten Meter bis zum Tor des Werksgeländes an der Autobahn entlang geht, fühlt man sich wie ein Astronaut auf einem fremden Planeten. Schwere, feuchte Luft, die einem den Atem raubt, ein unbeweglichklebrig wirkendes Meer.

Vor dem Tor sitzen an die 200 Leute im Schatten einiger Sträucher, sie haben Transparente an den Zäunen hinter sich angebracht. Ich bin mir zunächst nicht ganz sicher, gegen was sie protestieren. Mein Besuchstermin vor einer Woche musste verschoben werden, weil in den Schlüsselindustrien nach den neuen Oppositionsdemonstrationen Notfallpläne gegen Sabotageakte in Kraft gesetzt worden waren. Doch die Transparente haben nichts mit dem Referendum zu tun, im Gegenteil. »Warum besetzen die *escuálidos* die Werkseinfahrt nicht?« *Escuálidos* – ein Schimpfwort für die Anhänger der Opposition. Rhetorische Frage und Antwort. »Weil sie bereits in der Firmenleitung sitzen.« Und: »Wo bleibt die versprochene Säuberung bei PDVSA?«

Ich wende mich an die Sicherheitsleute am Eingang. Meine Ankunft ist angekündigt. Man drückt mir eine Besucherkarte in die Hand und schickt mich zu einem klimagekühlten Bungalow, wo ich vor den Büros der Erdölgewerkschaft auf einem Sofa Platz nehme.

Nach dem Putschversuch vom 11.-13. April 2002 versucht es die venezolanische Rechte im Dezember des gleichen Jahres erneut. Am 2. Dezember 2002 rufen Unternehmerverband FEDECAMARAS und die Gewerkschaftsführung der CTV zum Generalstreik auf, der in den meisten Branchen vor allem als Aussperrung funktioniert. Nur in der Erdölindustrie legen große Teile der Belegschaft tatsächlich die Arbeit nieder. Tanker der staatlichen Handelsflotte versperren den Zugang zum Maracaibo-See und diversen Raffinerien und blockieren damit den Abtransport der Produktion. In El Palito gehen 90 Prozent der Arbeiter nach der Aufforderung der Unternehmensleitung, die Produktion stillzulegen, nach Hause. Die übrig gebliebenen Kollegen versuchen, einen Notbetrieb aufrechtzuerhalten. 30-40 Personen schlafen auf dem Werksgelände und fahren 24-Stunden-Schichten. Das größte Problem sind fehlende Kenntnisse: Das Personal des Kontrollraums ist nicht mehr in der Raffinerie. Man mobilisiert pensionierte Kollegen, Leute werden aus dem Urlaub gerufen. Nach fünf Tagen sind die Tanks voll; es bleibt nichts anderes übrig, als die Anlage abzuschalten. Ein Schritt mit schwerwiegenden Konsequenzen. Normalerweise dauert es zwei bis drei Monate, eine Raffinerie wieder hochzufahren, man verzeichnet täglich einen Produktionsausfall von 140.000 Barrel und 60 Millionen US-Dollar Verlust. Erst kurz vor Weihnachten 2002, nach drei Wochen Blockade, bringt die Regierung mehrere Tankschiffe unter ihre Kontrolle, importiert Kraftstoff aus Brasilien und beginnt mit Hilfe von neu geschultem Personal die Ölanlagen wieder in Gang zu setzen. 19.000 von 28.000 festangestellten PDVSA-Beschäftigten – Arbeiter, Techniker und Direktoren – haben sich an dem Streik, der niemals beschlossen wurde, beteiligt, erscheinen nicht am Arbeitsplatz und werden entlassen. Es dauert bis Ende Januar, bis der Ausstand in der Erdölindustrie, der Venezuela an den Rand des ökonomischen Zusammenbruchs gebracht hat, vollständig beendet ist. Mit gerade einmal 9.000 von ehemals 28.000 Beschäftigten wird im Mai die alte Ölförderquote wieder erreicht.

José holt mich ab. Ein Gewerkschafter, den ich in Caracas bei der Gründung des linken Dachverbands *Unión Nacional de Trabajadores* (UNT) kennen gelernt habe. Wir steigen in einen viertürigen Pick-up. Wieder die eigenartige Rollender-Kühlschrank-Atmosphäre. Zwei weitere Kollegen sind mit im Wagen: Sie tragen den obligatorischen Bauch vor sich her. Gewerkschafter in Lateinamerika haben fast immer eine Wampe. Wir fahren über das Werksgelände, an Rohren, Tanks und riesigen Ventilen vorbei. Das Meer liegt wie eine schwere

metallene Platte im Hintergrund. Die drei erzählen mir von den Auseinandersetzungen 2002. Vom Streik, der dem ersten Putschversuch im April vorausging und bei dem die Unternehmensleitung Teile der Raffinerie in zwei Stunden herunterfahren ließ.

»Die haben in Kauf genommen, dass das Ding explodiert. Normalerweise brauchst du zum Ausschalten mindestens vier Mal so lang. Das Metall kann sonst beim Abkühlen zerreißen.« Dann hätten die Entlassungen begonnen. Die Regierung Carmona habe alle linken Arbeiter rausschmeißen wollen. Blöderweise sei die Zeit dafür ein bisschen knapp gewesen. José und seine Kollegen grinsen.

Der Putschversuch sei gescheitert, doch die Regierung Chávez sei danach nicht gegen die an ihm beteiligten Manager vorgegangen.

»Das hat hier niemand kapiert. Warum die Leute im Amt belassen worden sind, die bei PDVSA im April mitgeputscht haben.«

Wir halten vor einem Gebäude. Hier befindet sich der Kontrollraum der Raffinerie, ihr Herzstück. Wir treten aus dem fahrenden Gefrierschrank hinaus in die Hitze einer senkrecht stehenden Mittagssonne und dann wieder hinein in einen klimagekühlten Bereich.

»Die Manager, die Chávez nicht entlassen hat, haben die Zeit zwischen April und Dezember 2002 intensiv genutzt, um gleich den nächsten Putsch zu organisieren. Im April waren vielleicht 40 Prozent der Arbeiter bei uns in der Raffinerie am Streik beteiligt. Im Dezember schon 90.«

Mir fällt als Erwiderung nur ein Klischee-Argument ein. Dass die Ölarbeiter gestreikt hätten, weil sie zu den privilegierten Mittelschichten gehörten. Gutverdiener.

Doch wie es mit Klischees meistens so ist – sie stimmen nicht.

»Quatsch«, sagt der Mann, der eben noch auf dem Beifahrersitz saß und jetzt eine Glastür aufhält. »Die Löhne hier liegen bei 800-900.000 Bolívares«, 500 Dollar nach offiziellem Kurs, »mit Vergünstigungen vielleicht bei 1,2 Millionen. Damit geht es dir zwar ganz gut, aber du bist noch lang nicht reich ... Nein. Die Rechten haben einfach gute Politik gemacht. Da könnte jede linke Gruppe stolz drauf sein. Sie haben die Raffinerie in eine politische Arena verwandelt und jeden Tag eine Aktion gegen die Regierung organisiert. Mal sollten sich alle Leute gelbe Hemden anziehen, dann schwarze Armbinden. Die Manager haben den Kumpel gemimt, sich um die Belegschaft gekümmert, mit den Leuten am Wochenende gegrillt. Und ständig gab es Demonstrationen. So sind Unternehmensführung und Belegschaft zusammengekommen. Wir sollten das anerkennen:

Die haben hier eine Organisationsarbeit hingelegt, von der wir was lernen könnten.«

Wir betreten den Kontrollraum. Bildschirme und Konsolen aus den späten 70er Jahren, ein paar Bürostühle, Männer, die immer wieder zu vor ihnen stehenden Funkgeräten greifen und Anweisungen geben. In Caracas hat mir ein venezolanischer Projektkollege von Arbeitsunfällen in der Raffinerie von El Palito erzählt. Seitdem man in der Ölindustrie ohne die Vertreter der Mittelschichten auskommt, ist in den Medien häufig von Unfällen die Rede. Als wolle man sich vergewissern, dass es die anderen nicht ohne einen schafften.

»Allein hätten die das nicht hingekriegt.« José meint die Organisierungsarbeit der ehemaligen Werksleitung im Vorfeld des Erdölstreiks. »Die haben Schulungen bekommen, von US-Geheimdienstlern. Warum sonst hätten alle Werksleitungen in der Ölindustrie gleichzeitig ihre Vorgehensweise ändern sollen? Die haben so was nie drauf gehabt. Das hat ihnen jemand Externes gezeigt.«

Der Bruch durch Venezuela: Die Wahrnehmungen fallen diametral auseinander. Zwei große, voneinander komplett abgekoppelte Erzählungen.

Der Mann an der Konsole heißt Francisco. Eigentlich ist er seit 1994 Rentner. Als die Raffinerie abgeschaltet wurde, kam er zurück an den Arbeitsplatz. Nicht weil er übertriebene Sympathie für die Regierung Chávez gehabt hätte, sondern weil es ihm im Herz weh tat, die Anlage stillstehen zu sehen. Facharbeiterstolz, das Gefühl, hier etwas für sein Land und die Bevölkerung zu tun.

Auf die mittlerweile entlassenen Kollegen lässt er trotzdem nichts kommen. »Kumpels sind Kumpels. Ich habe 30 Jahre mit denen gearbeitet.«

30 Jahre. Ich stelle mir die Frage, was das bedeutet, wenn sich Kollegen, die so lange zusammen arbeiteten, in der Nachbarschaft gewohnt haben und sich in Extremsituationen aufeinander verlassen können mussten, plötzlich gegenseitig als »Kommunisten« bzw. »Faschisten« bezeichnen. Was jene Leute machen, die sich keinem der beiden Lager zuordnen können oder wollen. Wie man den Verlust einer alltäglichen Solidarität erlebt, wenn aufbrechende politische Differenzen die Gemeinschaft plötzlich in unversöhnliche Gegner dividieren.

José und die anderen beiden Gewerkschafter lassen mich allein. Sie sagen, ich solle mich einzeln mit den Arbeitern unterhalten. Zwei von sechs Leuten im Kontrollraum seien nach dem Streik zurückgekehrt.

Sie hätten erklärt, von der Unternehmensleitung getäuscht worden zu sein, andere hätten sich darauf berufen, nicht im Ausstand, sondern im Urlaub gewesen zu sein. Ich solle mir selbst ein Bild machen.

Als ich zu fragen beginne, spüre ich Misstrauen. Meine beiden Gesprächspartner weichen den Fragen aus, als befürchteten sie, verhört zu werden. Ich versuche mich in sie hineinzuversetzen und mir vorzustellen, was das für eine Belastung ist: Die Nachbarn oder Verwandten gehören zur Opposition und sehen einen als Verräter an, während man sich gleichzeitig gegenüber den Kollegen, die im Dezember in der Raffinerie geblieben sind, rechtfertigen muss. Man steht immer zwischen den Stühlen. Die Mittelposition, ansonsten das Zuhause der Opportunisten, kann bisweilen zu einem ungemütlichen Flecken Erde werden.

»Wir haben nie über den Streik abgestimmt.«

»Die hat uns das befohlen, die Unternehmensleitung.«

»Und danach kam man gar nicht mehr aufs Werksgelände rauf.«

»Was die ehemaligen Kollegen machen, wissen wir nicht. Man hat nicht mehr so viel Kontakt.«

Sie halten Verteidigungsreden, als würde ich sie verhören. Die Ölindustrie ist ein sensibler Bereich. Die Opposition versucht, über die Schwachstellen in den Anlagen auf dem Laufenden zu bleiben. Umgekehrt sind die Regierungsanhänger damit beschäftigt, mutmaßliche Infiltrierte zu entrarnen.

Kein Zweifel: Es muss ätzend sein, unter solchen Bedingungen zu arbeiten.

Der Abteilungsleiter stellt sich vor. Auch er gehört zur alten Belegschaft. Ein Ingenieur, einer der wenigen, die im Dezember nicht gegangen sind. Er erzählt, dass er auf einer schwarzen Liste gestanden hat. Als »Putschist«, obwohl er während des Streiks in Urlaub war und mit der Sache nichts zu tun hatte. »Ich bin mit meiner ganzen Familie zu dem PDVSA-Verantwortlichen gegangen. Das war eine Beleidigung für uns alle, auch für meine Kinder. PDVSA hat mir Recht gegeben und mich wieder eingestellt. Schwamm drüber.«

Wir plaudern eine Weile, dann holen mich José und die anderen beiden Gewerkschafter ab und bringen mich zum Jeep vor der Tür. Der Werkschutz hat José verboten, mit mir zu Fuß über das Gelände zu gehen. Besucher dürfen ohne Sondergenehmigung den Wagen nicht verlassen. Wir rollen also langsam durch die Raffinerie und betrachten die Anlage. José und seine Begleiter reden von Arbeitermacht. Ich bin skeptisch. Die Leute an den Kontrollkonsolen eben

haben bemerkt, dass sich am Arbeitslauf nichts geändert habe. Von den neuen Mitbestimmungsgesetzen für die Erdöl- und Stromindustrie, nach denen ich gefragt hatte, wussten sie nichts. In diesem Moment taucht im Hintergrund, westlich von der Raffinerie, das Elektrizitätswerk Morón auf: 2.000 Megawatt Leistung, angeblich die größte thermoelektrische Anlage Lateinamerikas. José hat mir den Gewerkschaftsdelegierten von Morón ein paar Wochen zuvor auf dem Gründungskongress des neuen Dachverbands UNT vorgestellt. Dass man etwas Anderes wolle als in Deutschland, hat der Mann gesagt, keine Mitbestimmung, die zur Identifikation der Gewerkschaften mit ihren Unternehmensleitungen führe wie in Deutschland, sondern eher so etwas wie ein Rätemodell. »Mehr Beteiligung von unten.«

Und dann hat er berichtet, dass der Elektrizitätssektor im Dezember 2002 zu jenen Bereichen gehörte, in denen die Rechte keine Anstrengungen unternahm, um die Produktion lahm zu legen. »Die wollten nicht, dass die Stromversorgung zusammenbricht. Sonst hätte man ja nicht mehr fernsehen können.«

Ich stelle meine Frage nach der Arbeitermacht, und José erwidert, dass das alles ein Prozess sei. Nur eine Minderheit wolle bisher so weit gehen. »Aber es gibt viel mehr Diskussionen als früher. Unter den Ölarbeitern, aber auch zwischen den sozialen Bewegungen, *Communities* und der Gewerkschaft.«

Wir biegen nach links ab, fahren zwischen zwei schwarzen, mit Ölrückständen gefüllten Becken hindurch, sehen rechts eine Pumpstation. »Hier hat sich das Schicksal der Regierung entschieden«, sagt José. Mit nicht zu überhörendem Stolz. »Wenn die Opposition diese Pumpe unter Kontrolle bekommen hätte, wäre Chávez wohl gestürzt.«

Ich fixiere das Pumpenhaus, das hinter dem Fenster vorbeigleitet. 3,5 Millionen Barrel Ölförderung täglich: Das liest sich einfach als statistische Größe. Aber wenn die Dinge am seidenen Faden hängen, kommt den Zufällen und Einzelaktionen plötzlich unerwartetes Gewicht zu.

Alejo Carpentier: Verlorene Spuren

Die letzten Tage Venezuela nach sieben Monaten Aufenthalt. Für das Ende habe ich mir das Übliche ausgedacht: Fahrt Richtung Süden, brasilianischer Grenze, Gran Sabana. Touristen wählen alle diesen Weg.

Mein Vater kommt. Wir fliegen von Maiquetía aus nach Ciudad Bolívar – eine Puppenstadt, deren koloniales Zentrum in eine Touristenattraktion verwandelt worden ist. Auf hübsch gemachte Fassaden. Von dort geht es über die Autobahn Richtung Osten zu den Aluminium- und Stahlarbeitersiedlungen von Ciudad Guayana. Seltsames Gefühl: auf einer vierspurigen Autobahn durch früheres Dschungelland rollen. Neben der Straße, verschluckt von der Dunkelheit, verläuft der Flusslauf des Orinoco. Ich lese *Canaima* von Rómulo Gallegos. Der venezolanische Süden als Goldgräber- und Kautschuksammlerland, Viehzüchtersteppe, undurchdringlicher Wald, ein grüner Fleck auf den Landkarten. 1920er Jahre.

Kilometerschilder. Am Straßenrand fliegt die Böschung vorbei. Die Situation erinnert an die Po-Ebene: ein breites Flusstal, sommerlich anmutende Hitze, die Autobahn, die sich wie ein Strich durch die Landschaft zieht. Durch die geöffneten Fenster bläst Fahrtwind herein.

Der Kreis schließt sich. Von Chávez' Modernisierungsversprechen im Fernsehen zu den Monumenten der stecken gebliebenen Modernisierung vor meinen Augen. Ciudad Guayana besteht aus zwei Städten: der an der Mündung des Coroní gelegenen Kleinstadt San Felix und dem erst 1952 gegründeten Puerto Ordaz. 1961 hat man beide Ortschaften zusammengelegt: die metallverarbeitende Industrie sollte ein Zentrum bekommen. Zwei Jahre später begann bei Guri der Bau des Wasserkraftwerks. 4.000 Quadratkilometer ist der aufgestaute See heute groß, er ragt weit in das frühere Dschungelland hinein. Mit 10.000 Megawatt Leistung versorgt Guri heute nicht nur Gesamt-Venezuela und einen Teil Nordbrasiliens mit Strom, sondern auch die Energie fressenden Aluminiumwerke von Ciudad Guayana. Mitten in der südostvenezolanischen Abgeschiedenheit ist eine Industriemetropole aus dem Boden gestampft worden.

Nacht. Am Horizont sieht man erst nur ein Schimmern, dann den Lichtschein des Aluminiumwerks, später eine Stahlhütte, schließlich die Stadt. Unwirklich liegt sie am Flusshang: Hochhäuser, Wohnblocks, Bürogebäude. Eine leuchtende Trabantensiedlung, die nicht um ein Stadtzentrum kreist, sondern um Industrieanlagen. In Ciudad Guyana entstand Ende der 1970er Jahre die neue Gewerkschaftsbewegung, aus der erst die Linkspartei *Causa R*, später die PPT hervorging. Eine proletarische Stadt?

Wir überqueren eine Brücke, im Hintergrund zeichnet sich die Staumauer von Guri ab, am Straßenrand liegen Auto-Geschäfte und

Drive-ins. US-amerikanische Perspektiven. Verglichen damit wirkt der Busbahnhof von San Felix überraschend bescheiden. An einem der Quais sitzen Indígenas. 50 Personen, sie haben Hängematten zwischen den Betonpfeilern aufgespannt. Kein Gepäck. Ich suche nach so etwas wie einer Innenstadt. Nacht.

Seit ich nach Lateinamerika komme, habe ich immer wieder an den venezolanischen Süden gedacht. Das Versprechen von Unzugänglichkeit, der sagenumwobene Ort. »Hinter gigantischen Bäumen ragten riesige Massive aus schwarzem Gestein wie ein Wall auf, steilrecht abfallend, wie mit dem Bleilot aufgezogen: Gegenwart und Wahrheit sagenhafter Monumente.« Hier liegen die berühmten Tepuys, die Tafelberge, über deren Ursprung man so lange gerätselt hat, und das als abgelegenste Ecke des amazonischen Urwalds geltende Siedlungsgebiet der Yanonami-Indígenas; in jenen Teilen, die nicht von Wald bedeckt sind, erstreckt sich eine weite, von eigenartigen Felsformationen immer wieder unterbrochene Savanne, wie es sie nirgendwo sonst in Lateinamerika gibt. »Ich musste mich in die Welt des Hieronymus Bosch zurückdenken, in das imaginäre Babel auf Bildern phantastischer Maler, in die ausgefallensten Darstellungen der Versuchung dieses oder jenes Heiligen, um irgend etwas zu finden, das dem hier Gesehenen nahe kam. Doch sofort verwarf ich, der Ausmaße wegen, alles, was ich an Vergleichbarem fand.« Das vermeintliche Ende der Welt. Ein Ort, an dem man verloren gehen kann: nicht bis ins Letzte erfasst; Objekt der Projektion. Wald, Berg, Rätsel. »Vor mir lag eine Titanenstadt mit vielgestaltigen Treppen, Mausoleen, die bis in die Wolken aufragten, und hinter gewaltigen Esplanaden schienen sonderbare Festungen aus Obsidian ohne Zinnen und Schießscharten, den Menschen den Eingang in ein verbotenes Reich zu verwehren. Vor einem Hintergrund aus Zirruswolken ragte die Urstätte der Formen auf: eine unglaubliche, Meilen hohe gotische Kathedrale mit ihren zwei Türmen, dem Schiff, der Apsis und Strebepfeilern ruhte auf einem kegelförmigen Felsen von sonderbarem, wie Steinkohle dunkel schimmerndem Gestein. Dichter Nebel wehte um die Türme und zerflog zu Wirbeln, wenn die Steinspitzen ihn spalteten. Die Ausmaße dieser in schwindelnder Höhe in breiten Terrassen von Orgelpfeifen flankierten Formen hatten etwas so Unwirkliches - Sitz der Götter, Throne, Freitreppen für irgendein Jüngstes Gericht –, dass ich, überwältigt, statt eine Erklärung für diese unfassliche tellurische Architektur zu suchen, ihre schreckliche, unerforschliche Schönheit hinnahm, ohne zu überlegen.« Das Problem an

der Verklärung des venezolanischen Südens ist, dass sie sich wie die meisten Romantisierungen aus der anti-aufklärerischen Sehnsucht speist, die Welt mit geheimnisvollen Bedeutungen aufzuladen und den Mythos des Anderen, Fremden – Dunklen oder Hellen, Bösen oder Edlen, aber stets Abgegrenzten – weiterzuerzählen.

Alejo Carpentier jedoch, der die kursiv gesetzten Zeilen verfasst hat, war kein Romantiker, sondern ein gestandener Kommunist. Dass der Protagonist seines Romans Verlorene Spuren, ein Musikwissenschaftler, der sein Geld mit der Komposition von Werbemusiken verdient, den Weg in den Wald geht, hat andere Gründe. Es ist der Ekel vor einer Zivilisation, die Krieg und Faschismus hervorgebracht hat. Verlorene Spuren wurde 1954 geschrieben und manches darin verweist auf Adorno / Horkheimers Dialektik der Aufklärung. Carpentiers Ich-Erzähler lässt die Ehefrau, später auch die Geliebte zurück, um unter dem Vorwand einer Forschungsreise immer tiefer in den Dschungel zu gehen und dabei schließlich so etwas wie Erfüllung zu finden: Körperlichkeit, Sinn, einen Rhythmus. Er erfährt Ungleichzeitigkeiten, wie sie drastischer kaum sein können: die USamerikanische Metropole, das venezolanische Provinznest, die Goldgräbersiedlung, ein indigenes Dorf, der im Wald wandernde Stamm, der noch in der Steinzeit zu leben scheint und sich vom Sammeln ernährt, und immer wieder, als einziger verbleibender Referenzpunkt des Reisenden, ein Mythos, den der Erzähler selbst mitgebracht hat und der gleichermaßen Frühgeschichte wie Hochzeit, Archaik wie Zivilisation repräsentiert: der Mythos Odysseus, unsterblich: Buch, Zitat, musikalisches Projekt. Mehr aufgrund eines Fehlers denn aus eigener Entscheidung kehrt der Ich-Erzähler des Romans schließlich in die USA zurück. Die Tür zum außerhalbe liegenden, noch nicht erschlossenen Ort bleibt verschlossen.

Die Cessna, mit der wir am Morgen weiter Richtung Süden geflogen sind, macht eine Zwischenlandung. Wonkén: ein Dorf mit Landwirtschaftsschule und hoch stehenden Tepuys im Hintergrund. Frühsommer-Luft, Schwalben zwitschern. Ich betrete den harten, steinigen Savannenboden, rötlicher Staub bleibt an den Schuhen haften, neben der Landebahn kommen mir Häuser, ein paar spielende Kinder, Frauen, die zu warten scheinen, in den Blick.

Warten oder einfach sehr langsam leben.

Für einen kurzen Moment lässt sich die Illusion vom anderen Ortonoch aufrechterhalten. Immerhin gibt es hierher keine Straßenverbin-

dung, unser einmotoriges Flugzeug macht einen klapprigen Eindruck, die Wälder zwischen den Tepuys haben aus der Luft wie ein großer, grüner Teppich ausgesehen. Eine unserer Mitreisenden, Lehrerin an der hiesigen Landwirtschaftsschule, wuchtet schwere, aus rot-weißem Kunststoff gefertigte Reisetaschen aus der Maschine und steigt aus. Alles, was in diesen Dörfern nicht selbst hergestellt wird, muss über den Luftweg hierher geschafft werden.

Schon 20 Minuten später, in Santa Elena de Uairén, wird jedoch deutlich, dass es mit der Abgeschiedenheit der *Gran Sabana* nicht mehr weit her ist.

»Good morning«, der Reiseführer tritt auf uns zu. Wanderungen in der Region sind ohne Guide nicht erlaubt. »Can I see your voucher, please?« In der Ortschaft, die bei Alejo Carpentier noch das Inbild der Pioniersiedlung war und zu der es bis Mitte der 1980er Jahre keine Straßenverbindung gab, wird man heute als erstes nach der Quittung des Reisebüros gefragt.

Der Guide ist ein Indígena aus dem ehemals britisch besetzten Guyana. Gefragte Leute in der hiesigen Tourismusindustrie. Sie sprechen Englisch, das heißt, sie können sich mit den ausländischen Besuchern in der weltweit üblichen Verkehrssprache verständigen, und repräsentieren doch Exotik und Authentizität. Wir machen uns auf Richtung Roraima - einen der bei Carpentier beschriebenen Tafelberge, 2.700 Meter hoch. Auf dem Gipfel soll eine bizarre Mondlandschaft zu finden sein. Es sind drei Tage, die man zu Fuß bis zum Gipfel braucht, drei Tage durch sonnenverbrannte Savanne. Der Guide erzählt, dass die Einheimischen die Existenz der Tafelberge mit der Legende eines vor langer Zeit gefällten Baums erklären, dass damals der Garten Eden zerstört worden sei und seither Wasser aus dem Stumpf fließe. Tatsächlich kommen alle Flüsse vom Tepuy. Und dass die Bewohner der Region immer wieder mit Feuer jagten. Die Brände trieben Rehe und Tapire aus ihren Verstecken. Schwarze Baumskelette am Fuß der Felswände legen Zeugnis davon ab, das nackte Land vertrocknet. Während sich auf den Gipfeln der Tepuys Mondlandschaften ausbreiten, sieht es in der Ebene darunter eher wie auf dem Mars aus. Die These des indigenen Gleichgewichts mit der Natur ist eine romantische Projektion.

Das Gefühl, sich in einer Glocke zu bewegen: fernab von Venezuela. Disneyland-Impressionen wie schon in Los Roques. An den für alle Wanderer vorgeschriebenen Rastplätzen unterhalten sich jugendliche Backpacker bei Kerzenlicht darüber, an welchen Orten Venezuelas das Preis-Leistungs-Verhältnis am überzeugendsten ist. Nichts wirkt so hilflos wie das Massensubjekt, das sich um Individualität bemüht.

Nach sechs Tagen Fußmarsch kommen wir zurück in jene Stadt, die in Verlorene Spuren Santa Mónica de los Venados heißt. Immer noch ein eigenartiger Ort, aber ganz anders als bei Alejo Carpentier: Grenzstadt, Touristenattraktion, Puff, Handelsknoten. Brasilianische Autofahrer kommen zum Tanken über die Grenze, in Venezuela kostet Benzin 3 Cent pro Liter und ist damit billiger als Wasser, europäische Alternativreisende kaufen Lebensmittel für ihre Trekking-Touren ein, Gold -und Diamantensucher tauschen ihre Funde gegen Kleider, Werkzeuge, Alkohol und Sex. 15 Minuten sind es von Santa Elena de Uairén bis zur Grenze. Nach über einem halben Jahr bin ich am anderen Ende des Landes angelangt. Von einem Bruch oder gar Aufbruch ist hier nichts zu spüren – nur einmal begegnen mir kurz die venezolanischen Widersprüche. Zwei nette Mittzwanziger, die wir auf dem Roraima kennen gelernt haben, fahren mit dem Auto an uns vorbei. Der eine von den beiden hat mir auf dem Berg erzählt, er arbeite im Planungs- und Entwicklungsministerium; ein ehemaliger Mitarbeiter von Roland Denis, dem Postoperaisten. Interessanterweise entpuppte sich der junge, sympathische Wanderer nicht nur als leitender Staatsangestellter, sondern auch als überzeugter Regierungsgegner. Chávez sei der letzte Dreck, hat er gesagt, Wirtschaftskrise, die Landreform, die Polarisierung der Gesellschaft; und die Leute, die für den Präsidenten demonstrierten, seien nichts als Säufer - ungebildet und grobschlächtig. »Warst du mal auf einer Veranstaltung von denen?« Ich habe bejaht, aber er hat sich nicht bremsen lassen. Dank Chávez sei die Mittelschicht am Ende, »völlig verarmt. Es gibt keine Mittelschicht mehr.« Sein Kumpel, ein Arzt, hat genickt. Und ich habe mich gefragt, wie man so ein anderes Land aufbauen will: mit Regierungsbeamten, die jede echte Veränderung als Angriff auf sich selbst erleben.

Jetzt fahren die beiden an mir vorbei – in einem neuen silbernen Jeep in Richtung des Hügels, auf dem die brasilianisch-venezolanische Grenze verläuft. Das Eigenartige an der Situation in Venezuela ist, dass man sich in komplett voneinander losgelösten Welten bewegt und die jeweils andere Realität kaum noch wahrnimmt. Ausdruck einer Gesellschaft, die zerfällt oder schon lange zerfallen ist. Die Oberschichtsviertel von Caracas, die Barrios, die Touristen-Trecks liegen zwar räumlich nah beieinander, aber bilden doch völlig unabhängige Länder – es sind Territorien ohne gemeinsame Referenz. Und plötzlich

habe ich schreckliche Sehnsucht nach Caracas. Nach einem Samstagnachmittag im 23 de Enero. Im Lokal der Stadtteilorganisation läuft der Fernseher: Canal 8, eine Rede, am Plastiktisch diskutieren ein paar Leute über Korruption und die halbherzige Umsetzung der Reformen. Vor der Geschäftszeile – eine Bäckerei, ein Schuster, zwei Getränkeläden, die Videothek, ein Friseur – stehen Nachbarn und trinken Bier, der Blick fällt auf ein Wandgemälde mit dem Antlitz Silvio Rodríguez', vom Sportplatz dringen Rufe herüber. Gelassenheit macht sich breit, und ich habe das Gefühl, für einen Moment ein Zuhause zu haben.

Der Mythos des venezolanischen Südens ist verblasst. Es gibt die Orte Alejo Carpentiers nicht mehr. Um so besser. Das Gewaltprojekt Modernisierung hat schon vor langem die letzten Orte erreicht, die man vor 30 Jahren noch >außerhalb (wähnte. Doch paradoxerweise hat diese Modernisierung, die nur ihre Drohungen, nicht aber ihre Versprechen eingelöst hat, mit dem Bruch erneut ›das Anderec hervorgebracht: als Hoffnung auf Alternative. In Venezuela, wird eine Freundin behaupten, die ich in Caracas vor dem Abflug nach Europa treffe, werde über die Formierung einer Nation verhandelt, weil dieser für die politische Moderne konstituierende Prozess in Lateinamerika nie zugelassen worden sei. »Das eine Element der bolivarianischen Revolution ist dieses Nation-building und die Erlangung der nationalen Souveränität. Das mag in Europa nicht besonders fortschrittlich klingen. Aber es verbindet sich mit einem anderen, sehr radikalen Moment: mit der Krise der Repräsentation. Die Leute, die die Veränderungen tragen, vertrauen weder den Massenmedien noch den politischen Parteien, Avantgarden oder Intellektuellen. Sie haben in den vergangenen Jahren Chávez als Führer und kollektive Projektionsfläche akzeptiert und sich dabei doch vor allem selbst als historische Subjekte entdeckt. Und diese Verweigerung gegenüber der Repräsentation bedeutet eine Art von Bruch, die weit über die venezolanischen Grenzen hinausreicht. Und natürlich auch über die Frage nach der Opposition, der Regierung, links oder rechts. Es ist eine Frage, die von diesen klassisch-politischen Kategorien nicht unabhängig ist und doch eigentlich nichts mit ihnen zu tun hat.«

Ich stehe in Santa Elena am Straßenrand, schaue dem silbernen Jeep des sympathischen oppositionellen Regierungsangestellten mit sozialrassistischen Ansichten hinterher und bin auf einmal sehr durstig. Die sechs Tage Fußmarsch in der Sonne haben meinen Wasserhaushalt nachhaltig durcheinander gebracht. Mein Vater fragt, ob er Getränke spendieren soll. »Ein Bier oder so? ... Auch um sich geistig mal locker zu machen.«

Umso älter er wird, desto besser wird sein Gespür für Situationen. »Gern«, antworte ich und nicke, sehr dankbar.

Sabine Bitter / Helmut Weber: Transformativer Urbanismus

Der Foto-Bildteil berichtet von Architekturen und urbanen Situationen in Caracas, die zum Schauplatz und Produktionsort für tief greifende Prozesse der Demokratisierung der Stadt werden. Wie lassen sich Prozesse sozialer Transformationen, die die Regierung Chávez gemeinsam mit der Bevölkerung als »friedliche Revolution« entwickeln und vorantreiben, abbilden, ohne deren Konfliktlinien, die quer durch die Stadt verlaufen, zu beschönigen oder bloß katastrophisch darzustellen.

Während unseres sechsmonatigen Aufenthalts richtete sich unser Blick auf historische Architekturen der 50er und 70er Jahre, die einst für die sozialen Versprechen der Moderne auf Fortschritt und Entwicklung standen, wie zum Beispiel die Bauten des Ölbooms der 70er Jahre (hier v.a. das Kultur-, Geschäfts- und Wohnareal Parque Central) oder das staatliche Wohnbauprojekt »23 de Enero« aus den 50er Jahren. Während der Diktatur von Pérez Jiménez wurden in den Jahren 1954-57 unter der Leitung von Architekt Carlos Raul Villanueva in Rekordzeit 9.000 Apartments für ca. 80.000 Menschen errichtet, um die Barrios aus dem Stadtbild verschwinden zu lassen. Im Zuge des Volksaufstandes 1958, der zum Sturz der Diktatur führte, wurden 4.000 der 9.000 Apartments durch eine Massen-Besetzung von den ärmsten Bevölkerungsschichten in Besitz genommen. Seither gilt »23 de Enero« als sozial und politisch rebellisches Terrain. Anhand dieser Architekturen verhandeln wir die Fragen, ob architektonische Programme ihre gesellschaftlichen Versprechen einlösen konnten und wie sich deren utopisches Potenzial heute darstellt. Jetzt, da sie Situation, Raum und Rahmen für Prozesse sozialer Transformationen abgeben, können sie umgedeutet werden und durch umfassende Aneignungsvorgänge neue Bedeutungszusammenhänge herstellen.

Architektur bildet immer auch Herrschaftsverhältnisse ab: Eine modernistische Universitätsarchitektur, deren implizit bürgerliches, emanzipatorisches Potenzial nicht eingelöst wurde; dagegen stellen Barrio- und Armutsarchitekturen, die irregulär städtisches Terrain aneignen, temporäre Konflikt- und Kampfzonen gegen koloniale Modernisierung, Unterdrückung und Entrechtung dar und werden durch politische Prozesse zu Produktionsstätten für partizipative, exemplarische Konzepte von Stadt, die immer wieder aufs Neue Lebensraum für eine urbane Gesellschaft herstellen.





II III





IV V





VI VII





VIII





X





XII





XIV





XVI





XVIII





XX



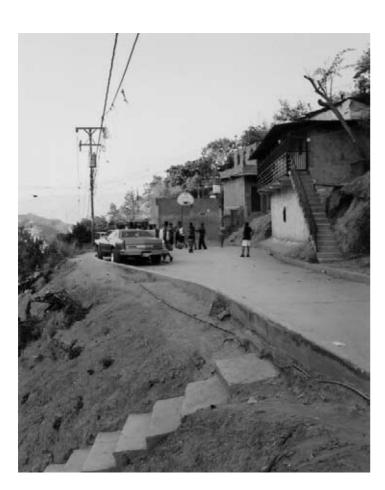


XXII





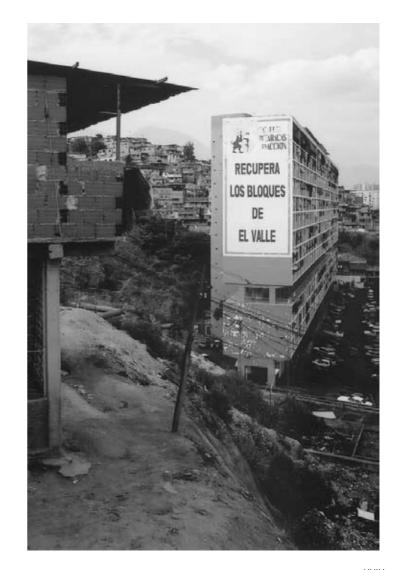
XXIV





XXVI





XXVIII





XXX



Thanks:

Den Communities von La Vega, 23 de Enero und Petare sowie der *kulturstiftung des bundes* und dem *Caracas Urban Think Tank*. Für Kritik und Anregungen: Klaus Viehmann, Katja Diefenbach, Jeff Derksen, Neil Smith und Cindi Katz. Ganz besonders jedoch an Juan, Francisco, die Familie Pérez, Andrés, M., *el peruano*, Katharina, Osvaldo, Greg und Carol, ohne die wir nichts begriffen hätten.

Bildlegenden zu den Fotos im Innenteil S. II-XXXII:

II, III: Der Stadtteil 23 de Enero, Caracas, vom Hubschrauber aus aufgenommen. Die ehemaligen Kontrollarchitekturen sind von der Bevölkerung im doppelten Sinne in Besitze genommen worden. Die Hälfte der Wohnungen in den Blocks wurden besetzt, auf den Freiflächen entstanden neue Barrios. In den Nachbarschaftsorganisationen des 23 de Enero kommen Leute aus allen Teilen des Viertels zusammen.

IV, V, VI, VII, VIII: Historisches staatliches Wohnbauprojekt 23 de Enero.

IX: Interieur des Sekretariats der Schuldirektorin einer öffentlichen Elementarschule in *23 de Enero*.

X: Blick vom Wohn-, Geschäfts- und Kulturbezirk Parque Central aus den 1970er Jahren Richtung Zentrum. Hier oben sendet der alternative Radiosender *Radio Caracas*. Stadtteilorganisationen haben ein Penthouse in dem futuristischen Komplex besetzt und schließlich zur Nutzung übereignet bekommen.

XI, XII: Urbane Gärten bei Parque Central. In zentraler städtischer Lage wird ein Beispiel für landwirtschaftliche Selbstversorgung geschaffen. Stadtplanung als politische Message: Venezuela versucht sich dem neoliberalen Mainstream zu widersetzen und fördert die Nahrungsmittelautarkie. Die Gärten werden von einer Kooperative bewirtschaftet. Das Gemüse kann man direkt am U-Bahn-Ausgang kaufen.

XXXII

XIII, XIV, XV, XVI, XVII, XVIII, XIX: Architekturen des Parque Central werden zum Schauplatz des »Welt-Solidaritätsforums für die Bolivarianische Revolution«. Für uns war interessant, wie hier zwei ganz verschiedene Zukunftsversprechen zusammentrafen. Die modernistische Architektur wurde von Basisorganisationen in Besitz genommen. Die gebauten, mittlerweile gescheiterten Entwicklungsversprechen der Urbanisten der 1940er-70er Jahre füllten sich mit einem neuen utopischen« Anspruch: der anti-neoliberalen lateinamerikanischen Bewegung.

XX: Die ehemalige Flaniermeile und Geschäftsstraße Sabena Grande mit Resten von Spekulationsarchitektur.

XXI: Barrio Petare. 60 Prozent der Bewohner von Caracas sind ›unsichtbar‹ gemacht worden. Die Barrios tauchen auf den Stadtplänen meist nur als weiße oder grüne Flächen auf. Es zeichnet den ›bolivarianischen Prozess‹ aus, dass die Bewohner dieser Viertel zum ersten Mal als politische Akteure anerkannt werden.

XXII: Im Barrio Los Winches, am östlichen Rande von Caracas, hat die Community einen eigenständigen Sanierungsplan entwickelt. Mit staatlicher Unterstützung bauen die Bewohner neue Häuser oder bessern alte aus.

XXIII, XXIV, XXV, XXVI: Barrio La Vega

XXVII, XXVIII, XXIX: Cerro Grande, ein von Le Corbusier beeinflusster Superblock-Wohnbau von Architekt Raul Villanueva aus dem Jahre 1952 im Stadtteil El Valle.

XXX, XXXI, XXXII: UCV, Universität von Caracas. Die Universität gilt noch heute als eine der progressivsten Bauten Lateinamerikas. Leider spiegelt sich das im politischen Selbstverständnis der Universität nur wenig wieder. 80 Prozent der Studenten stammen aus Familien der Ober- bzw. oberen Mittelschicht.